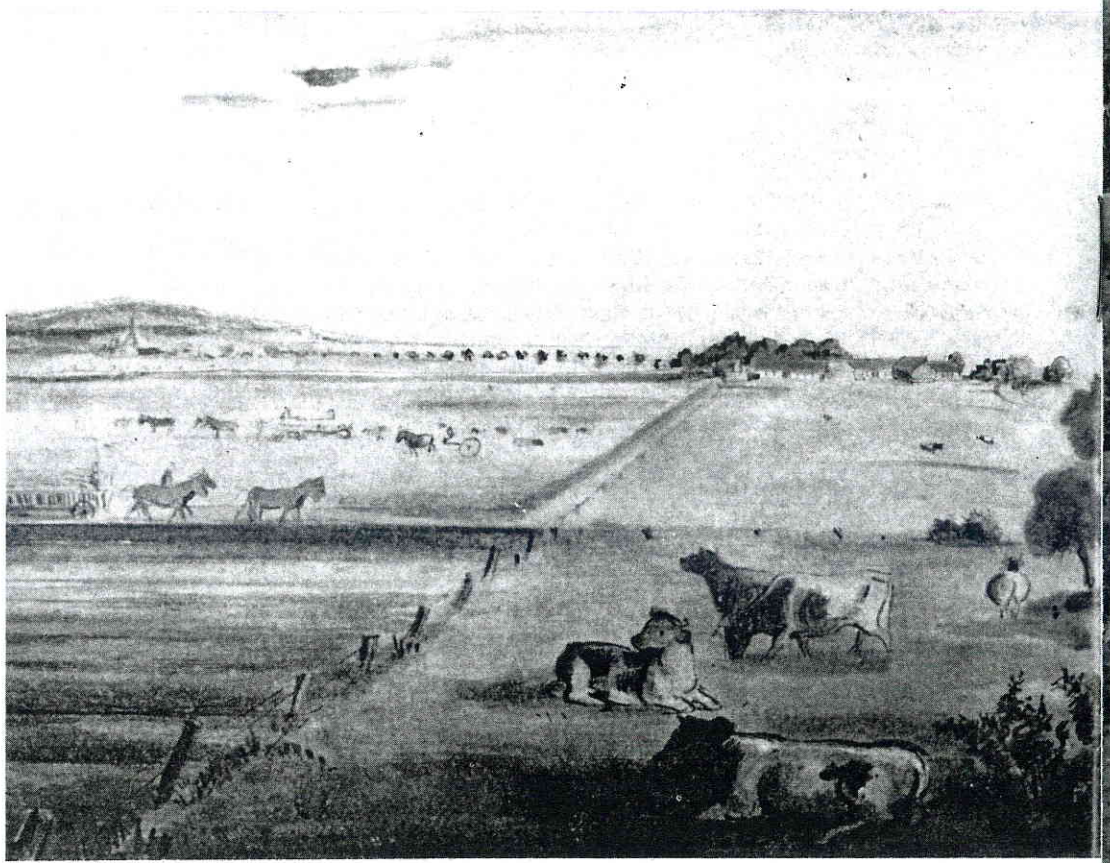
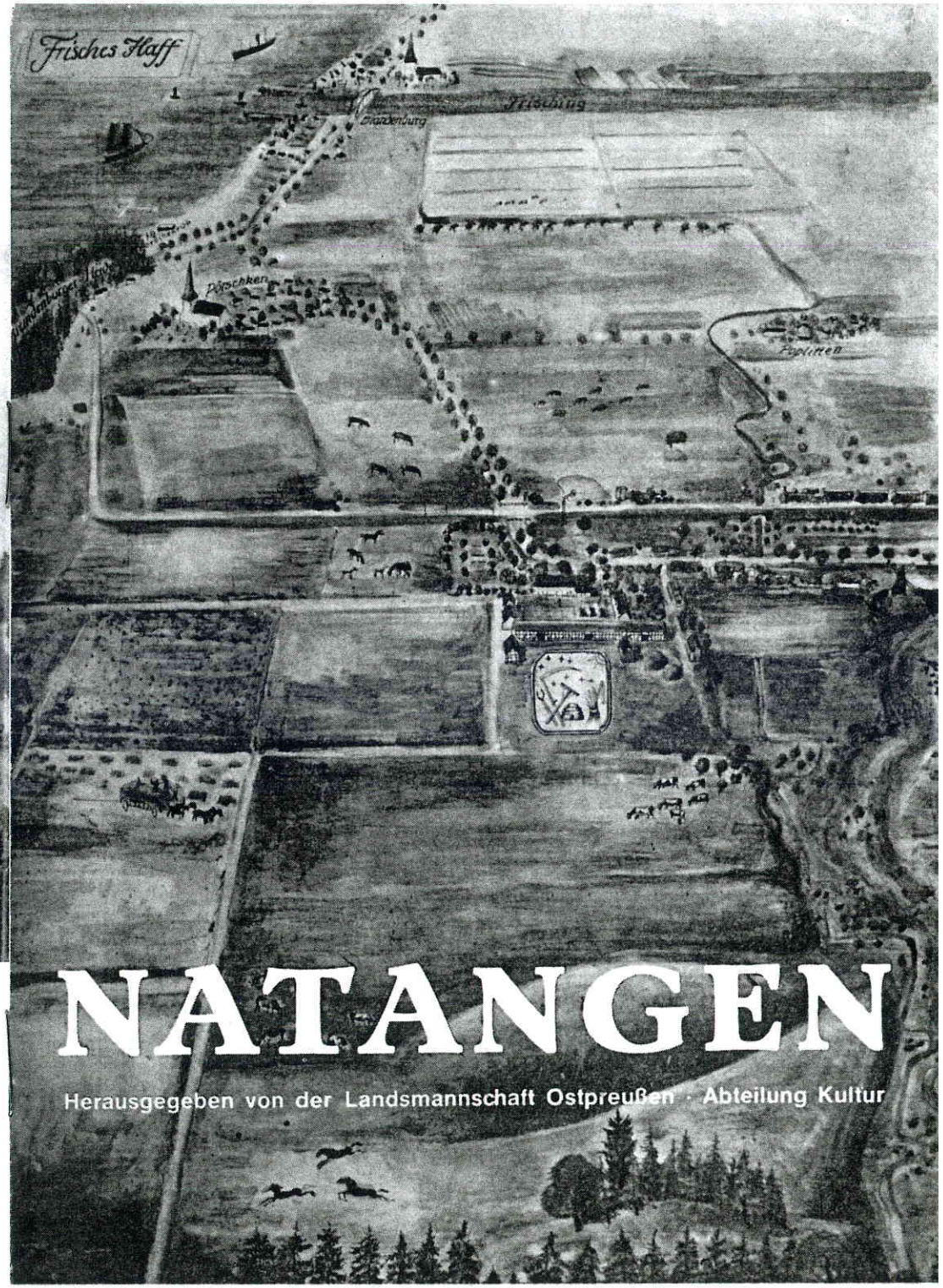




NATANGEN

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen · Abteilung Kultur

Durch die Entstehungsgeschichte, Leben und Schicksal der Bewohner und die einzigartige Schönheit dieses besonderen Gebiets unserer ostpreußischen Heimat führt uns

Paul Brock

INHALT

		Seite
Natangen	Horst Schulz	3
Der Stablack	Emil Johannes Guttzeit	5
Der Riesenschwamm des Zehlaubruchs	Emil Johannes Guttzeit	9
An der hohen Küste	Emil Johannes Guttzeit	13
Die Reise nach Zinten	Paul Brock	24
Lob des Wasserkiewens	Erwin Scharfenorth	32
De Wäsch	Erminia von Olfers-Batocki	34
Preußisch-Eylau	Paul Brock	36
Das wirkliche Tharau	Hedwig von Lölhöffel	39
Alte Kirche und alte Bilder	Agnes Miegel	45
An der östlichen Grenze Natangens	Paul Brock	48
Entscheidungsschlacht im Heiligenbeiler Kessel	Walther Grosse	51
Wege der Tharauer	Hedwig von Lölhöffel	54

WIR DANKEN

sehr herzlich allen, die uns für die Herausgabe dieses Heftes ihre Beiträge, Zeichnungen und Fotos freundlichst zur Verfügung stellten, — vornehmlich Paul Brock für seine Mitarbeit und den Landeskundigen Natangens, Emil Johannes Guttzeit, Hedwig von Lölhöffel und Horst Schulz, wie der Redaktion des Ostpreußenblattes und der Kreisgemeinschaft Pr.-Eylau für alle Nachdruckerlaubnis.

Geänderter Nachdruck 1983
Druck: Druckerei Sollermann, 2950 Leer

HORST SCHULZ

NATANGEN

Historisches Faktum und gegenwärtiges Landschaftsbild

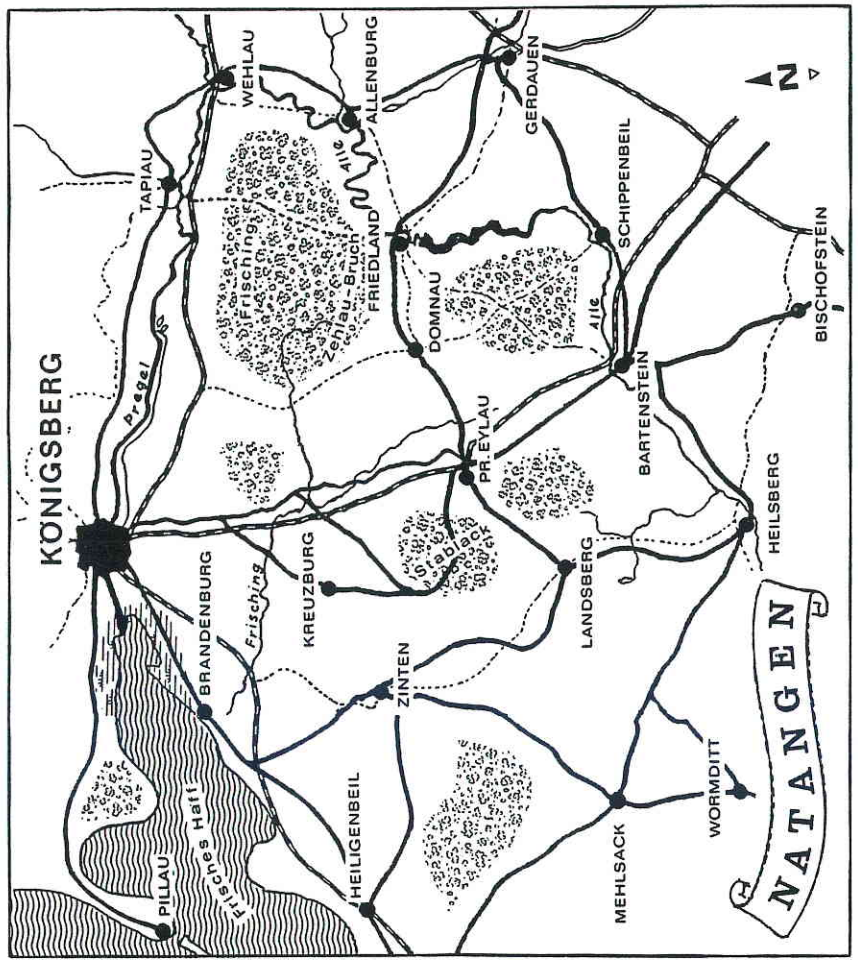
Das Land der Prussen, zwischen Memel und Weichsel, der Ostsee und den Seesker Bergen gelegen, war kein festgefügter, alles umfassender Staat; den einzelnen Stämmen entsprechend war es aufgegliedert in Gaue, etwa zwölf an der Zahl. Einer dieser Gaue war das Natanger Land, Mittelpunkt zugleich der alten Kernlandschaften Samland, Barten und Warmien. Es war somit ein Binnenland; die Grenzen gingen etwa am Südufer des Pregels entlang, von der Mündung aufwärts bis zur Alle, dann die Alle aufwärts bis in die Nähe von Heilsberg, von dort, westlich an Landsberg vorbei bis zum Stradick, dann von Kreuzburg nördlich bis an den Pregel zurück. Die entsprechende Zeichnung hat die Form eines Wappenschildes.

Das ursprüngliche Natangen zur Prussenzeit reichte also nicht an das Frische Haff heran. Dieser schmale Küstenstrich gehörte vielmehr zum Gau Warmien und wurde erst zur späteren Ordenszeit mit den Gebieten um Zinten und Heiligenbeil Natangen zugerechnet. Das Kernstück Natangens blieb der ganze spätere Kreis Preußisch-Eylau, dazu kamen Teile des südlichen Landkreises Königsberg wie die südlich vom Pregel liegenden Gegenden des Kreises Wehlau und die westlich der Alle gelegenen Gemarkungen des Kreises Bartenstein.

Ein authentischer Bericht über die Entstehung Natangens und seine Namensgebung liegt nicht vor, wie es überhaupt von den Prussen keine schriftliche Überlieferung gibt; wir wissen nur das, was alte Chronisten aus mündlich überlieferten Sagen berichten: „. . . es herrschte in grauer Vorzeit der König Widewuto mit seinem Bruder Bruteno, dem Oberpriester, über das ganze Prussenland. Als er alt war und den Tod nahen fühlte, versammelte er die Vornehmsten des Volkes und seine zwölf Söhne unter der heiligen Eiche von Romove um sich und den Priester und teilte sein Land unter den Söhnen auf; Natango, der sechste Sohn Widewutos, huldigte seinem Vater wie die anderen Brüder und erhielt das zwischen Pregel, Alle, Passarge und Halibo, den Wassern, die wir als das „Frische Haff" auf der Karte vorfinden. Das Land war nach dem Erben Natango ‚Natangen' genannt."

Der alte Chronist hat in seiner Darstellung der Grenzen diese im Westen und Nordwesten zwar etwas zu weit gesteckt, sonst aber stimmen sie ziemlich genau mit den Angaben neuester Forschungen überein. Im übrigen hieß der vorletzte Schloßherr von Domnau, der 1928 starb, Natango Weidewuth Graf von Kalnein. Er war ein Abkömmling jenes alteingesessenen, edlen Prussengeschlechts derer von Kalnein auf Kilgis bei Kreuzburg.

Worauf der prussische Name Natangen nun wirklich zurückzuführen ist, läßt sich schwer sagen. Es könnte sein, daß er von dem prussischen Wort „natonge" herrührt, welches so viel wie Verhau, Hagen, Schläge bedeutet und das für das ganze Gebiet mit seinem Waldreichtum, speziell für die ungangbare Stablackwildnis, trefflich gepaßt haben könnte.



Natangen, der alte Prussengau, war den Besuchern Ostpreußens wohl nicht so bekannt wie etwa die Bernsteinküste, die Wunderwelt der Kurischen Nehrung, wie die tausend Seen Masurens. Wenn man aber durch Natangen fuhr, zeigte sich auf Schritt und Tritt die wohltuende Abgewogenheit dieser gesegneten Landschaft mit wohlhabenden Bauerndörfern und Städten mit weiträumigen Marktplätzen. In leichten Wellen dehnte sich das Land; in Stablack stieg die Hügelkette auf 200 m an. Am nordöstlichsten Rand Natangens liegt das Zehlaubruch — nach Westen zu der silberne Spiegel des Frischen Haffs. In dem weiten Bauernland gab es wohl keinen Ort, der sich nicht mit einem Lindenkranz schmückte. Friedlich ging hier das Leben seiner Wege. Fleiß, Emsigkeit und Rechtschaffenheit zeichneten den Natanger aus.

EMIL JOHANNES GUTTZEIT

Der Stablack

Im allgemeinen versteht man unter dem Stablack ein Waldgebiet im Kreis Pr.-Eylau; der eine oder der andere denkt an die im Jahre 1936 neugegründete Gartenstadt Stablack, und noch andere verbinden mit dem Namen den Goida bei Wildenhoff. Der Stablack als Landschaft, als erdgeschichtlicher Raum ist viel größer. Er umfaßt das gesamte südliche Natangen; ja, sogar Teile des nördlichen Ermlandes gehören zu ihm. Denn der weite Raum zwischen dem Frischen Haff und dem Mittellauf der Alle, zwischen dem Unterlauf der Passarge und ihrem Nebenfluß Drewenz bis zum Frisching bildet eine geographische Einheit.

Ihre Oberfläche formte die Eiszeit mit ihren Gletschern, ihren Geschieben aus Erde, Sand und Steingeröll und mit ihren Schmelzwassern, so daß Grund- und Endmoränenlandschaften mit Hochebenen und Höhenzügen wechseln, in denen Hügel, Kuppen und Berge, Senken und Schluchten, Seen und Moore, Flüsse und Bäche in natürlicher Weise verteilt sind. Von den Grenzen her baut sich der Stablack nach der Mitte zu stufenartig auf und erreicht bei Rositten, Wildenhoff und Orschen Höhen von mehr als zweihundert Metern über dem Meeresspiegel; die höchste Erhebung ist der Schloßberg mit 215,5 Metern.

Wer die Stablacker Landschaft genauer studiert und erwandert hat, der wird in ihr drei besonders hervortretende Höhenzüge erkannt haben, die sich mit kurzen Unterbrechungen durch den ganzen Raum in westöstlicher Richtung verfolgen lassen. Die beiden nördlichen Höhenzüge streichen fast parallel zueinander und in geringer Entfernung voneinander von Domnau und Pr.-Eylau über Orschen, Wildenhoff, Lichtenfeld, Tiefensee nach Bönkenwalde, bzw. nach Stolzenberg. Die dritte, die südliche Höhenkette verläuft von Schalmey an der Passarge über Bornitt, südwestlich an Mehlsack vorbei über Klaussitten, Workeim, Petershagen, Eichhorn und Worienen und stößt auf den nördlichen Höhenzug auf. Andere kleine Höhenketten brauchen hier nicht genannt zu werden.

Zwischen diesen Höhenzügen erheben sich hochgelegene, meist wenig gewellte Ebenen wie die von Hermsdorf und Stolzenberg, von Hanswalde und Hasselpusch, von Engelswalde-Packhausen, von Steinkerwalde, von Hanshagen und die von Albrechtsdorf-Borken. Höhenrücken und Ebenen tragen Äcker oder Weiden, Wälder oder Wiesen, Moore und Brüche; sie werden durchfurcht von Flüssen und Bächen; zuweilen sind Seen in sie gebettet, die wie Augen aus dunklem Grün herauslugen. Ich denke an den Langen und Warschkeiter See bei Pr.-Eylau, an den Klaren See, den Eschenteich und Bartelssee im Hochstablack, an den Waldsee bei Orschen, an den Alten und Neuen Fichtenteich im Landsberger Stadtwald wie an den Tiefensee südlich Zinten.

Das pulsierende Leben aber verraten die vielen hundert Dörfer und Güter und die Städte Domnau, Pr.-Eylau, Landsberg, Zinten, Heiligenbeil und Mehlsack, die an günstigen Geländepunkten entstanden sind und mit ihren land- und forstwirtschaftlichen, technischen und kulturellen Einrichtungen die Kulturlandschaft des Stablack geschaffen haben. Jahrhunderte aber waren nötig, um aus der Naturlandschaft das Bild der Heimat zu formen und zu gestalten, wie wir es kennen und auch heute noch in uns tragen.

Von Steinvorkommen abgeleitete Namen

Im Hauptkern des Stablack, besonders westlich der Straße Pr.-Eylau—Landsberg, drängen sich die Geschiebemergelkuppen regellos aneinander, so daß besonders im Raume Jerlauken-Rositten eine typische „bucklige Welt" entstanden ist. Der 203 Meter hohe Wipfelberg überragt diese Kuppen der Endmoränenzüge. Dazu haben mächtige Blockpackungen die Sande bei Rositten durchsetzt. Es handelt sich um Steinblöcke oder Findlinge skandinavischer Herkunft, die am Rande von gewaltigen Moränen, dem Gesteins- und Geröllschutt der Eiszeit, von aufgestauten Schmelzwassern zusammengeschoben wurden, so daß die Stablackbewohner von „Steinbergen" sprachen. Es ist bezeichnend, daß der aus dem Prussischen stammende Name Stablack „Steinfeld" bedeutet. Die Ortsnamen Steinkerwalde, Steinbotten, Stabunken deuten gleichfalls auf den Steinreichtum hin. Und von der Stadt Landsberg galt einst das Sprichwort: „Steinreich, brotarm, Geldnot, daß Gott erbarm!"

Seit langem haben die Bewohner den Reichtum des Stablack an Findlingen zu nutzen gewußt. In den Jahren 1913—1919 beutete eine hannoversche Firma mehrere Steinbrüche aus. Sie brachte die Steinblöcke mit einer besonders dazu erbauten Kleinbahn nach Wildenhoff und von da an den Bestimmungsort. Neben dieser Firma haben auch Königsberger Geschäftsleute Steine im Stablack brechen lassen. Seit November 1923 führte eine Förderbahn zwischen Arnstein und Sangnitten in die ausgedehnten Klein Steeger Waldungen, wo gewaltige Blockstreuungen, besonders um den Eichenberg und Fuchsberg, lagerten. Der Klein

Winter im Stablack

Steeger Steinbruch stand mit dem von Sargen in Verbindung. Dessen Steine wurden zunächst nach Schönfeld und von da nach dem Bahnhof Tiefensee geschafft. Als diese Steinfelder 1928 abgebaut waren, begann die Firma Hoffmann und Quednau aus Königsberg mit der Förderung von Steinen in Groß Steegen. Sie hatte ihre Arbeit im Winter 1927/28 im Stradicktal bei Domlitten und bei Dollstädt begonnen.

Auf diese Weise hat der Stablack viele tausend Kubikmeter Steine geliefert und dadurch zahlreiche Straßen- und Hausbauten ermöglicht. Auch die Versenksteine, die beim Hafenbau in Pillau gebraucht wurden, stammen aus dem Gebiet. Im Laufe der Zeit wurden die Findlingsblöcke immer seltener, so daß der Abbau im Großen eingestellt werden mußte.

Blockpackungen und Blockstreuungen gab es fast überall im Stablack, aber nirgends in solchen Mengen wie im Geländedreieck Kupgallen-Kanditten-Lichtenfeld, also nicht weit vom Hauptkerngebiet des Stablack. Bemerkenswert große Blöcke, auf denen zuweilen eigenartige Linien und Vertiefungen — die Steinadern — eingegraben sind, gelten im Volksmund als Opfer- und Teufelssteine, wie der im Pohrener Grunde oder der im Omazatal bei Rehfeld. Besonders schöne Naturdenkmäler waren die Findlinge im Park von Domlitten. Beachtliche Blöcke stellte man als Gedenksteine auf, wie zum Beispiel den Bismarckstein in Heiligenbeil, das Gefallenendenkmal an der Kirche in Bladiau.

Die „Wildnis" bot Schutz den Verfolgten und Bedrohten

Der steingewaltige Stablack war auch reich an Wäldern und Heideflächen. In alter Zeit sprach man von der „Stablauckschen Wildniß", um das Jahr 1600 noch allgemein von der „Wildnis", und noch heute heißt ein Wald bei Pr.-Eylau die Pr.-Eylauer Heide. Die dichten Waldungen im Hochstablack um den Schloßberg herum hießen kurz der Stablack. Sie boten Geflüchteten oft Unterschlupf und Versteck. Der bekannte Natanger Häuptling Heinrich Monte floh, als ihn seine Stammesgenossen verlassen hatten und seine Sache verloren war, „in die Wildnis", nämlich in den Stablack; er wurde ihm allerdings zum Verhängnis. Ordensritter fanden ihn und knüpften ihn an einer Eiche auf. Während der Pestzeit 1709 bis 1711 blieben die Stablackdörfer von der Seuche verschont, und in der Franzosenzeit nahmen die dunklen Dickichte des Stablack flüchtige Bauern auf, weil sie der Zwangsarbeit für die Franzosen entgehen wollten.

Viele Dörfer und Güter haben in früheren Jahrhunderten von der Landesherrschaft die Erlaubnis gehabt, in der Stablacker Wildnis Bau- und Brennholz zu schlagen, und die Hochmeister des Deutschen Ordens wie die preußischen Herzöge und Kurfürsten behielten sich das Recht der hohen Jagd im Stablack vor; denn mindestens bis ins 16. Jahrhundert hinein war der Stablack reich an Auerochsen, Bären, Elchen, Wildpferden, Hirschen, Wildschweinen und allerlei Kleinwild, darunter auch Federwild.

Im Januar 1518 hatte man im Zintischen einen Auerochsen „gespürt". Hochmeister Albrecht befahl, „ihn zu fangen und nebst Hörnern und Klauen nach Königsberg zu bringen." Ob das Wildpferd, das der Komtur von Balga im Jahre 1405 dem Hochmeister sandte, aus dem Stablack stammte, ist nicht gesagt. Bären wurden noch im 17. Jahrhundert gejagt; im Jahre 1601 hielt sich der spätere Kurfürst Johann Sigismund, der als großer Jäger bekannt ist, in Friedland auf, als die „großen bahren zu Kreuzburg geschlagen" wurden. Und im Jahre

1610 fing er im Dinger Forstbezirk Bären, die er malen und die Bilder im „Tafelzimmer oder Bärengemach" des Schlosses Brandenburg am Frischen Haff aufhängen ließ. Nach Lucanus war der abgebildete kleine Bär vierdreiviertel Ellen lang, drei Ellen hoch und wog 876 Pfund, der große Bär, der drei Ellen hoch war, wog sogar 1024 Pfund.

Bis vor dem Krieg zog der Elch im Knauter Wald und in der Damerau seine Fährte; der Rothirsch war im Walde Stablack, im Wildenhoffer Forst und in den Waldungen von Steegen vertreten. Damwild war in der Eylauer Heide heimisch. Rehwild und Niederwild wie Hasen, Rebhühner, Fasanen, Enten und anderes Getier kamen in fast allen Jagdrevieren vor.

Spukgestalten und Geistergeschichten

Von den einstigen umfangreichen Forsten sind nur noch wenige Waldungen innerhalb des Stablackraumes übriggeblieben. Sie gehörten zu den Oberförstereien Pr.-Eylau und Födersdorf. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die Oberförsterei Pr.-Eylau noch nahezu 5000 Hektar Forsten mit den Schutzbezirken Neuendorf, Warschkeiten, Stablack, Wilhelmshöhe, Dinge, Brandenburger Heide, Lauenberg und Schönwalder Heide. Von der Oberförsterei Födersdorf gehörten die Schutzbezirke Damerau, Büsterwald, der Lindenberger Torfbruch und das Rohrbruch Wolitta mit zusammen 1000 Hektar Forstfläche zum Stablackgebiet.

Die tiefen, dunklen Waldbestände des Stablack wurden in alter Zeit von den Bewohnern gemieden, zuweilen sogar gefürchtet. Nach verbreitetem Aberglauben hausten im Stablack Hexen, Teufel und Geister. Herta Grudde aus Beisleiden hat mehrere Sagen und Märchen gesammelt, in denen der geheimnisvolle und von Geistern erfüllte Stablack eine Rolle spielt.

Die reizvollste und eindrucksstärkste Landschaft des Stablack blieb das Gebiet bei Wildenhoff im Kirchspiel Kanditten. Der Wanderer glaubte, in eine mitteldeutsche Gebirgsgegend verschlagen zu sein. Der sagenumwobene Goida, ein fast kreisrunder Mischwald, hebt sich wie ein dunkles Bergmassiv aus dem umliegenden Gelände heraus. Der Schloßberg fällt nach Osten zu dem unmittelbar vor ihm liegenden Klaren See und zum Muschenkbruch, dem größten Hochmoor des Stablack, steil ab. Braune und braungrüne Torfmoose, Wollgras, Moosbeere und verstreut stehende Krüppelkiefern, die viele Seitenwurzeln haben und häufig von Astmoosen besiedelt sind, kennzeichnen die Pflanzenwelt des Muschenkbruchs, das nach Osten und Westen mit Birken, Erlen und Fichten einen Bruchwald bildet. Der dreiviertel Kilometer lange Klare See ist der Rest eines früher ausgedehnten, jetzt vertorften Staubeckens zwischen den Moränenrücken. In dieser urwüchsigen Landschaft liegt das uralte Ampunden, das wir als „Wildenhoff" im Gedächtnis haben.

EMIL JOHANNES GUTTZEIT

Der Riesenschwamm des Zehlaubruchs

Landschaften gleichen den Menschen, eine jede hat ihr besonderes Gesicht mit eigenen Merkmalen, die man niemals vergißt, wenn sie sich dem Gedächtnis eingeprägt haben.

Das südliche Natangen ist, wie wir gesehen haben, insonderheit durch den Stablack geprägt. Versuchen wir, soweit es hier möglich ist, die Art und die Physiognomie des nördlichen Teiles von Natangen zu ergründen.

Am nördlichen Natangen sind fünf Landkreise beteiligt, und zwar Königsberg, Wehlau, Heiligenbeil, Pr.-Eylau und der nördliche Teil des Kreises Bartenstein. Nach der landläufigen Meinung bildet der Pregel die nördliche Grenze. In prussischer Zeit, auch noch in den ersten Jahrhunderten der Ordenszeit, gehörte das Pregeltal zum Samland. Leo Gimboth hat schon vor fast fünf Jahren nachgewiesen, daß sogar das Südufer des Pregels von Kapkeim bis Wehlau zum Samland gerechnet wurde. Und am Unterlauf dieses Flusses gehörte das dreieckige Gebiet zwischen Haff, Pregel und Wundlacker Senke zum alten Warmien, also zum Ermland. Auch die Mundartengrenze zwischen Natangen und Samland liegt nach letzten Erkenntnissen nicht auf der Pregellinie, sondern südlich davon. Wie dem auch sei, das genannte Gebiet bildet eine landschaftliche und geographische Einheit, die durch Entstehung und Aufbau Anspruch auf Ganzheitsbetrachtung erhebt.

Auf der Suche nach einem Bild, das man dem Stablack mit seinen Merkwürdigkeiten als angemessen gegenüberzustellen vermag, fällt der Blick auf das natangische Höhengebiet, als dessen Mittelpunkt sich dem Betrachter das Zehlaubruch anbietet, und das mit einigem Recht. Es ist die wundersamste, eigenartigste Landschaft im nördlichen Natangen.

Sie liegt etwa dreißig Kilometer ostsüdöstlich von Königsberg entfernt, in der Nähe der Bahnstation Groß Lindenau, aber der Weg zu ihren Schätzen ist weit und beschwerlich. Man wandert zuerst durch die Forstgestelle im Frischingsforst, der das Zehlaubruch fast allseitig umschließt, als wollte er das Geheimnis dieses eigenartigen Naturparadieses verschließen und bewahren. Merkwürdig schon ist der Name der „Zehlau"; er wird im Jahr 1383 zum ersten Male als Sailawa überliefert. Der Name ist prussischen Ursprungs und soll mit dem litauischen „salawa", das „Insel" bedeutet, in Zusammenhang stehen.

Brutgebiet der Kraniche

Die erste Beschreibung des Moores verdanken wir Kaspar Hennenberger, dem Kartographen und Pfarrer im natangischen Dorfe Mühlhausen. Er berichtet in seiner im Jahre 1595 herausgegebenen „Erclerung der Preußischen größeren Landtaffel oder Mappen": „ . . . ist ein sehr großes Morrast oder Gebruch diesseits Friedland, auf welchem im Sommer die Kranche jungen ziehen, dieweil man nicht zu Fuß auch hinauff kommen kann. Man helts dafür daß es zuvorn ein See gewesen solle sein, dann man soll noch alte Schiffe darauff gefunden haben, ist aber der Zeit gar bewachsen."

Der liebe, alte Hennenberger irrt aber; die Zehlau ist zu Fuß betretbar und sie

war niemals ein See, auf dem Schiffe gefahren sind. Bohrungen haben ergeben, daß das 260 Hektar große Hochmoor nicht durch Verlanden eines Sees, wie etwa das große Moosbruch, entstanden ist. Das Zehlaubruch verdankt seinen Ursprung einem kleinen Torfmoosmoor im Walde, das an seinem Rand im Laufe von etwa sechstausend Jahren immer weitergewachsen ist — und noch nicht aufgehört hat zu wachsen. Das Zehlaubruch ist überhaupt das einzige noch lebende Hochmoor des Norddeutschen Flachlandes. Seiner Eigenart wegen wurde es 1910 zum Naturdenkmal erklärt und damit unter behördlichen Schutz gestellt.

Die Entstehung aus einem Torfmoosmoor ist daraus zu erklären, daß die große Feuchtigkeit keinen Abfluß fand; der Untergrund des Moores besteht aus Ton und Lehm und ist undurchlässig. Mit der Bildung des Hochmoors hängt auch seine eigenartige Form zusammen. Von seinem Rande aus erhebt es sich wie ein gewaltiges gewölbtes Uhrglas aus seiner Umgebung; seine mittleren Teile liegen 8,60 Meter über dem Untergrund. Bohrungen in dem ältesten Teil ergaben bis zu 6,30 Meter Tiefe und einen dichten Teppich von Torfmoosen, deren untere Wurzelgeflechte absterben, vertorfen, oben aber ständig weiterwachsen. Der aus den Moosen gebildete Torf enthält bis zu neunzig vom Hundert Wasser. Man kann die Zehlau deshalb mit einem riesigen Schwamm vergleichen, der alle Niederschläge aufsaugen und festhalten kann. Sie ist daher ein gewaltiger Wasserspeicher, stellt gleichzeitig auch eine mehrfache Wasserscheide dar; denn das Zehlaubruch gibt seine Feuchtigkeit an den Pregel, die Alle und an den Frisching ab, der in ihm entspringt.

Inseln in Blänken

Hat man die prachtvollen Mischbestände mit Linden, Eichen, Weißbuchen, Espen, Eschen, Kiefern, Rottannen und Birken durchwandert, lichtet sich allmählich der Hochwald; auf dem feuchten Boden mehren sich die Moospolster zwischen den Rottannen, Erlen, Birken und Kiefern, die allmählich nur noch ein kümmerliches Wachstum zeigen. Zuletzt sieht man nur noch Kiefern in verkrüppelten Maßen und Formen, meist drei bis vier Meter hoch, trotzdem aber mehrere Jahrzehnte zählend.

Als Ziel unserer Wanderung haben wir uns eine der mehr als 250 Blänken gesetzt, die über das ganze Bruch verstreut sind. Es handelt sich dabei um Wasseransammlungen in Form von Teichen verschiedener Größe, die selbst in trockenen Sommern ihr Wasser nicht einbüßen, weil die Sohle aus einer Letteschicht besteht. Einige Blänken haben kleine, baumbestandene Inseln, die der Zehlau wahrscheinlich den Namen gegeben haben. Von ihnen geht jener eigenartige Reiz aus, der unvergeßlich ist. Man fühlt sich weit ab vom Getriebe der Welt, weil kein Laut herüberdringt; Einsamkeit und Ruhe umfangen uns und verdichten sich zu paradiesischer Glückseligkeit; mitunter schlägt das Gefühl in Verlassenheit um. Plötzlich wird die Stille von dem Trompetenruf eines Kranichs durchbrochen. Ein Baumpieper fällt silberhell ein. In der sonnengetränkten Bläue des Himmels kreist ein Schwarzstorch. Ein kaum spürbarer Wind kräuselt die Oberfläche der Blänke, nur die wenigen Bäume spiegeln sich im Wasser. Libellen paaren sich zu Hochzeitsflügen, und seltene Schmetterlinge flattern vorüber. Der Sibirische Schmetterling kommt in Deutschland sonst nirgends vor, nur hier und in der Kacksche Balis.

Die heiße Luft um uns zittert und flimmert.

Im Zehlaubruch

Wir kehren um, und wieder geht es zurück den beschwerlichen und mühseligen Weg über die Bulten, jene unzähligen kleinen Kuppen, die dicht bei dicht den unebenen Boden des Moores bilden. Sie sind von wechselnder Höhe und Größe, mitunter bis zu einem halben Meter hoch, zumeist aber niedriger, und zwischen den Bulten, die aus Torfmoos bestehen, erkennen wir die unregelmäßigen Schlenken, schmale Vertiefungen, die fast das ganze Jahr Wasser führen. Bulten und Schlenken verleihen dem Hochmoor die charakteristische Oberfläche. Die Bulten sind wie Kissen, auf denen wir weiterschreiten, manchmal uns springend fortbewegen, trotz des nassen Untergrundes.

Seltsame Pflanzenwelt

Betrachten wir einmal den bunten Moosteppich genauer: zwischen den Torfmoosen blühen Heidekraut und Moosbeere, die Krähenbeere und das rosablühende Moorglöckchen; im Winde schaukeln und wiegen die Wollgrasköpfchen wie zierliche Wattebäuschchen zwischen den Polstern verschiedener Flechtenarten. Hier begegnen wir der Rosmarinheide, dort den rosenblütigen Glöckchen der Multebeere, und nicht zu verwechseln ist der betäubende Duft des weißblühenden Porst, der ihm den Namen Mottenkraut eingetragen hat. An besonders feuchten Stellen finden wir zwischen den gelblichen und grünen Torfmoosen den schönsten Schmuck des Hochmoors, den Sonnentau, der in der Zehlau in

Am Rande des Zehlaubruches

mehreren Formen vorkommt und der im Verein mit den Moorgewächsen zur malerischen Ausstattung der Moospolster beiträgt.

Der Sonnentau ist eine merkwürdige Pflanze. Auf den pfenniggroßen Blättchen erheben sich purpurne Haare, die an der Spitze je ein wasserhelles Tröpfchen einer stark klebrigen Flüssigkeit tragen. Setzt sich eine Fliege oder ein Käferchen auf solch ein Blatt nieder, so ist es gefangen. Der Klebstoff hält es fest und löst seine Weichteile auf, das heißt, die Pflanze saugt sie als Nahrung auf. Nach wenigen Tagen finden wir nur noch Reste des Hautpanzers oder der Flügel auf dem Blatt: der Sonnentau ist eine der wenigen fleischfressenden Pflanzen unserer Heimat.

Es ist wahrlich eine merkwürdige Pflanzenwelt, der wir in der Zehlau begegnen; sie ist bedingt durch den Mangel an Sauerstoff und die Kalk- und Stickstoffarmut unseres Bodens. Aber gerade ihre seltsamen Pflanzen, die wie Urkunden einer vergangenen Welt auf uns überkommen sind, ziehen den Naturfreund und Forscher an und verleihen ihm neben den Reizen tiefere Eindrücke und Erkenntnisse. In ähnlicher Weise hat auch die Tierwelt der Zehlau ihre Besonderheiten und mannigfaltigen Formen.

Von einer Wildkanzel herab, sofern wir Gelegenheit dazu haben, schweift unser Blick über den purpurrot und goldbraun schimmernden Teppich mit seinen hellgrauen, gelben und grünen Tupfen; er geht hin über Bulten und Schlenken,

über Blänken und Inseln, umfaßt noch einmal die kümmerlich stehenden Krüppelkiefern, dünnen Birken und Rottannenstämmchen.

Von diesem Hochstand aus können wir außerdem Rot- und Damwild durch das Moor streichen sehen. Hasen und Füchse, Rehe und Wildschweine dehnen ihre Streifzüge manchmal weit bis aufs Moor hin aus. Und selbst der urige Elch hat diesem Gebiet seine Anhänglichkeit bewahrt. Im Winter, wenn der Frost weite Brücken über das sonst so unzugängliche Moor geschaffen hat, kann man die Fährten von Edelmarder und Iltis, von Hermelin und Mauswiesel neben denen der Großtiere im Schnee verfolgen, wie sie vom Hochwald zum Moor hinüberwechseln.

Die Vogelwelt ist mit mehr als dreißig Arten vertreten, von denen etwa die Hälfte Brutvögel sind. Der scheue Kranich hat hier noch immer seine Heimat wie zu Hennenbergers Zeiten. Die Uraleule nistet hier ebenso wie der Schwarze Storch und der Wanderfalke, der Mäusebussard haben in der Zehlau ihre Reviere wie die verschiedenen Wildentenarten. Im Südwesten des Hochmoors liegen die Entenblänken, im Norden die Inselblänken. Auch die Kleinlebewelt, meist unbeachtet von Menschen, führt ihr Moordasein fort: die Schwarze Moorameise, die Rote Blutameise, Ameisenfliegen, Wasserkäfer, Spinnen und ähnliche Kleingeschöpfe. Die Schwarze Moorameise ist hochnordischen Ursprungs und hat den Wissenschaftlern manche Rätsel aufgegeben wie andere nacheiszeitliche Lebewesen.

So ist das Zehlaubruch wegen seiner geologischen Bildung, seiner eigenartigen Landschaft und seiner bemerkenswerten und merkwürdigen Pflanzen- und Tierwelt ein echtes Naturparadies, das anderswo kaum seinesgleichen hat. Es schützt sich gewissermaßen selbst und gestattet dem Menschen nur in trockenen Sommern und in kalten Wintern den Zugang. Auf diese Weise hat die Zehlau ihre unverfälschte, urwüchsige Landschaft mit ihren angestammten Bewohnern bewahren können, sind ihr lärmende und verständnislose Besucher ferngeblieben, ist sie nie als Siedlungsgebiet in Frage gekommen. Alle Versuche in dieser Richtung sind fehlgeschlagen; sie bestärkten vielmehr die Forderung, daß das Zehlaubruch so erhaltenbleiben müßte und auch heute unter der Herrschaft der Sowjets erhaltenbleibt als das einzig lebende, wachsende Hochmoor Norddeutschlands.

EMIL JOHANNES GUTTZEIT

An der hohen Küste

Die Landschaft am Frischen Haff, die ursprünglich — wie schon am Anfang erwähnt — dem Ermland zu eigen war, liegt mit weiten Grünlandflächen und fruchtbaren Feldern weit offen unter dem Himmel. Der Waldbestand war gering, zumindest soweit es den Kreis Heiligenbeil betrifft. Am häufigsten waren mittelgroße Bauernstellen vertreten. Die Grundlage für die zahlreichen Bauernhöfe im Kreis hat bereits der Deutsche Ritterorden vor mehr als sechshundert Jahren gelegt, als er von der 1239 gegründeten Burg Balga aus das Land an deutsche Siedler vergab, die meisten auf jungfräulichem Waldboden oder an Stelle von

Lomme im Hafen von Rosenberg

prussischen Siedlungen ihre Höfe anlegten, nachdem die Städte Heiligenbeil und Zinten am westlichen und östlichen Rande eines damals noch umfangreichen Waldgebietes im südlichen Kreisteil gegründet waren. Es entstanden die deutschen Dörfer Eisenberg, Arnstein, Rehfeld, Grunau, Hohenfürst, Breitlinde, Rauschbach, Hermsdorf . . . und viele andere. Es gab mithin eine große Anzahl von Bauernfamilien, die seit mehreren Jahrhunderten in ihren heimatlichen Dörfern und auf ihren angestammten Höfen saßen; denn der ostpreußische Bauer hat eine beispielhafte Seßhaftigkeit und Bodenverbundenheit bewiesen, obwohl er seine Scholle unter viel schwierigeren Bedingungen bewirtschaften mußte als der Landmann im westlichen Teil unseres deutschen Vaterlandes. Durch emsige Arbeit, natürliche Kost, einfache Lebensweise erhielt der ostpreußische Bauer sich und seine Familie gesund und schuf seinem Geschlecht die Voraussetzungen für gesunde Nachkommen. Seine Verbundenheit mit der Natur und mit seinen Ahnen bestimmte ihn zum Kenner und Hüter echten Bauerntums, zum Erhalter ostpreußischen Volkstums. Sein gesunder Familiensinn und Familienstolz trugen zum Gemeinsinn der bäuerlichen Geschlechter bei, aus denen Bauern und Landwirte, Instleute und Landarbeiter, Handwerker und Beamte, Kaufleute und Gelehrte hervorgingen. Das bäuerliche Land gab sie ab an die Städte, deren Bevölkerung sich nicht selbst — biologisch gesehen — erhalten konnte.

Heiligenbeil

Der Lebensraum dieser Stadt war seit uralten Zeiten Wohnraum des Menschen, zahlreiche ur- und frühgeschichtliche Funde belegen es; ihn lockten der ertragreiche Grundmoränenboden, das Flußbett der Jarft und der Bahnau wie die Nähe des Frischen Haffs. Alten Chroniken ist zu entnehmen, daß an dem flachen Boden der Jarft, der hier den Faulen Teich bildete, die prussische Stätte Swentemest lag. Sie war Opferplatz, vermutlich auch Fliehburg für die umliegenden Ortschaften und eine Schutzwehr für den benachbarten „Heiligen Wald". Die vorzügliche Lage bewog die Ordensritter, an dieser Heiligen Stätte — so lautet die Übersetzung von Swentemest — eine deutsche Stadt anzulegen. Urkundlich überliefert wurde ihr Bestehen 1330 unter dem Namen Heiligenstadt; noch im 14. Jahrhundert wurde sie von den Bewohnern in „Heiligenbeil" umbenannt. Sie blieb lange ein kleines, aber mittelalterlich anmutendes Städtchen mit Mauer und Graben, Türmen und Toren, Kirche, Mühle und Rathaus. Außerhalb der Stadtmauer lagen die Äcker, Gärten und Wiesen der Bürger, die auf achtundachtzig Höfe verteilt waren; jeder Hofbesitzer war Ackerbürger, also landverbunden trotz der räumlichen Abgeschlossenheit, unabhängig davon, ob er ein Gewerbe oder Handwerk betrieb.

Als Hochmeister Winrich von Kniprode bei Heiligenbeil ein Kloster errichten ließ, erhielten die Augustinermönche einen Platz unmittelbar vor der Stadtmauer. Der vor 1416 errichtete St. Georgshof, ursprünglich für Aussätzige geschaffen, lag ebenfalls vor den Mauern der Stadt. Seine Ländereien und die des später eingegangenen Klosters verschrieb Herzog Albrecht dem 1563 neugeschaffenen St.-Georgs-Hospital, das bis 1945 bestanden hat. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts änderte sich das Bild. Die wachsende Einwohnerschaft löste die heikel gewordene Raumfrage innerhalb der Mauern, indem sie diese durchbrach. Es entstanden die „Vorstadt" an der Königsberger und die „Freiheit" an der Braunsberger Straße. Die neuen Stadtteile gewannen noch

Titel einer alten Flurkarte Heiligenbeils aus dem Jahre 1836

an Bedeutung, als die Postkutsche einen regen, geregelten Fernverkehr auslöste und die Wirtschaft ankurbelte, als Behördenämter nach Heiligenbeil verlegt wurden oder Nebenstellen einrichteten und preußische Truppenteile einzogen. Offiziere und Mannschaften lagen in Bürgerquartieren, waren zu einem bedeutenden Teil verheiratet und trugen zur Blüte des wirtschaftlichen Lebens bei; insbesondere das Handwerk erreichte einen hohen Stand. Die Töpfer, Wollweber, Gerber und Bader dürften in den ältesten Zeiten in der Stadt eine besondere Rolle gespielt haben, da sie augenscheinlich Wohngemeinschaften gebildet haben. Beweis: die Töpfer-, Wollweber-, Gerber- und Baderstraße.

Die Orgelbauer Hans Kaul — Vater und Sohn — haben nach 1600 mehrere Orgeln für ostpreußische Kirchen gebaut, und Heiligenbeiler Zinnwaren prangten im 17. und 18. Jahrhundert sowohl in Bürger- als auch in Bauernstuben. Die Heiligenbeiler Drechslerarbeiten, aus Knochen, Kaddick- und Buchsbaumholz hergestellt, eroberten weithin den Markt und genossen bis ins 19. Jahrhundert hinein einen vorzüglichen Ruf. Schachbretter, Haspeln, Spinnwocken, Spielzeug, Garn- und Knäuelbecher fanden reichen Absatz, und die Heiligenbeiler Spielzeugbüchse, auch Doszeug genannt, enthielt so reizendes Puppengeschirr aus

Oben: Heiligenbeil, Rathaus

Unten: Rosenberg am Haff

duftendem Kaddickholz, daß sie jahrhundertelang die Jugend unserer Heimat, und darüber hinaus, erfreut hat.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach den siegreichen preußischen Kriegen und der Gründung des Deutschen Reiches erlebte Heiligenbeil einen neuen, wirtschaftlichen Aufstieg durch die Ansiedlung von Industrien, deren Volumen den Möglichkeiten angemessen waren. Und nach dem ersten Weltkrieg setzte ein so gewaltiges Planen und Bauen ein, daß die einstige Altstadt nur einen ganz bescheidenen Raum im umfangreichen Areal der neuen Stadt einnahm. Bis auf fünf Kilometer erstreckte sich das Stadtgebiet von der Jarft bis zum Haff. Durch die Eingemeindung von Rosenberg war Heiligenbeil sogar zur Hafenstadt geworden.

Von der die Stadt Heiligenbeil umgebenden Landschaft wirkte am reizvollsten die Steilküste am Frischen Haff, überall — ob bei Korschenruh, Patersort, Kahlholz, Balga, Rosenberg oder im Büsterwald. Bei Korschenruh schweift der Blick hinüber zum samländischen Alkgebirge, zu den Häfen von Peyse und Zimmerbude, zu den Türmen von Königsberg; man verfolgte den Kurs der Dampfer und Segelfahrzeuge im Seekanal und gewahrte ganz unverhofft ein Segelflugzeug, das über den Uferhöhen seine Kreise zog. Die starken Aufwinde an der Steilküste begünstigten den Segelflug ungemein. Ein anderes Segelfluggelände entstand später bei Rosenberg.

Brandenburg

Als größte und volkreichste Landgemeinde am Frischen Haff zählte Brandenburg zu Beginn des Zweiten Weltkrieges 1596 Einwohner. Durch seine Lage an der Frischingmündung und an der großen Land- und Heerstraße spielte der Ort eine dominierende Rolle. In der Ordenszeit gab es in Brandenburg neun einträgliche Krüge; später ging ihre Zahl auf fünf zurück. Die Bewohner betrieben

---

Die Heiligenbeiler Spielzeugdose (zur Abbildung auf der nächsten Seite)

Dieses aus zart duftendem Kaddickholz (Wacholder) gedrechselte Spielzeug hat s. Z. alt und jung in Ostpreußen beglückt. Etwa 30 dieser gedrechselten, in ihrer Form ausgewogenen kleinen Tafel- und Küchengeräte finden Platz in der Dose, die in den letzten Jahrzehnten, als es noch ein Ostpreußen gab, jedem prominenten Gast als Gastgeschenk von der jeweiligen Behörde überreicht wurde. Agnes Miegel erzählt in ihren Jugenderinnerungen davon, wie sie im Wald mit diesem jedes Kinderherz höher schlagen lassenden Spielzeug Dienstmädchen „bei Maulwurfs" gespielt hätte. Die Erwähnung dieses Kindheitserlebnisses beleuchtet wohl am besten die Winzigkeit dieser fein gedrechselten hölzernen Sächelchen, die aus der Werkstatt des Altmeisters Dieck in Heiligenbeil hervorgegangen waren. Nur vereinzelte Exemplare dieser Heiligenbeiler Spielzeugdosen sind aus dem Chaos gerettet worden. Wer sie aber gerettet hat, hütet sie wie ein Stückchen Heimat, wie eine — fast — heilige Kostbarkeit, denn nicht nur die Erinnerung ist lebendig geblieben, sondern auch das Holz aus der Heimat lebt.

Gertrud Scharfenorth

Einiges Tafel- und Küchengerät aus der Heiligenbeiler Spielzeugdose

in früherer Zeit hauptsächlich Fischfang, unterhielten daneben Fuhrhaltereien und erzielten durch den Wagen- und Schiffsverkehr und mancherlei Handelsgeschäfte beträchtliche Einnahmen. Um 1600 wurde die „Lischke", eine Burgsiedlung, zum Flecken erhoben und 1652 sogar mit „offnem Stättlein" und 1729 als „Städtgen" mit „galantem Haven" bezeichnet; König Friedrich Wilhelm I. hatte Brandenburg 1724 tatsächlich zur Stadt erhoben. Nach wenigen Jahren verlor es diesen Vorzug. Vor mehr als hundert Jahren, als die Eisenbahnstrecke Königsberg—Berlin gebaut wurde und Brandenburg nicht berührte, die Jahrmärkte immer mehr an Bedeutung verloren, gingen die Einnahmen des Fleckens zurück, aber im Zeichen des Kraftverkehrs konnte sich Brandenburg wieder erholen, Neubauten errichten und den Fremdenverkehr intensivieren, denn Brandenburg besaß eine landschaftlich schöne Umgebung mit geschichtlich denkwürdigen Stätten.

Auf dem Schloßberg, dicht am Frischen Haff, und auf dem rechten Ufer des nördlichen Frischingarmes überdauern die Grundmauern der Ordensburg Brandenburg die Zeit, von Gesträuch überwuchert. Die Burg wurde 1266 vom Markgrafen Otto III. von Brandenburg in der Nähe des „prussischen Feldes" Pokarben gegründet, das durch die Schlacht im Januar 1261 zwischen Ordensrittern und

An der hohen Küste des Frischen Haffs, nahe Brandenburg

Prussen bekannt wurde. Die Brandenburg wurde Ende des 13. Jahrhunderts in Stein ausgebaut und war Sitz des Komturs, dann eines Amtshauptmanns und später einer Gerichtsbehörde. In ihren Mauern schmachtete von 1414 bis 1422 der verdienstvolle Hochmeister Heinrich von Plauen, ehe er nach Lochstädt kam. Ihm zu Ehren trug die Brandenburger Schule den Namen „Heinrich-von-Plauen-Schule".

Die Ordensburg Balga

Ein Kleinod besonderer Art war die in Grün gebettete Ruine mit ihren alten Mauern, Kellergewölben und Gräben, dem hochaufragenden Wehrturm und dem herrlichen Weitblick auf das Haff, das Tief von Pillau und das natangische Land. Die großen Findlinge und rotleuchtenden Backsteinreste vermochten nur ein dürftiges Bild von den einstigen Ausmaßen der Ordensburg Balga zu geben. Zur Zeit des Ritterordens war sie eine starke und bedeutende Feste, in deren Geschichte sich die des Preußenlandes spiegelt.

Von Balga aus hat der Deutsche Orden den prussischen Gau Natangen unterworfen; mit Schiffen kam ein Ordensheer über das Frische Haff und eroberte die Feste. Die strategische Bedeutung bewog die Prussen immer aufs neue, sie dem Orden wieder zu entreißen. Ihr Standort war damals noch eine Insel, denn in der Urzeit floß am Rande der diluvialen Höhen ein Arm des Pregels durch die Balgaer Halbinsel und mündete zwischen Follendorf und Rosenberg ins Haff. Als die Burg 1240 von den Prussen restlos eingeschlossen war und die Besatzung dem Hungertode nahe war, erschien der Kreuzfahrer Herzog Otto von Braunschweig mit einem stattlichen Entsatzheer als Retter. Er besiegte die Prussen und zerstörte die Wehrburgen Schrangenberg bei Groß Hoppenbruch und Partegal bei Partheinen, die die Prussen als Riegel gegen Balga neu errichtet hatten. Es dürfte kaum um eine andere Burg so zäh und unerbittlich, so tapfer und leidenschaftlich gerungen worden sein wie um die Burg Balga; selbst die Kämpfe im Frühjahr 1945 bewiesen noch einmal die militärische Bedeutung dieses Brückenkopfes.

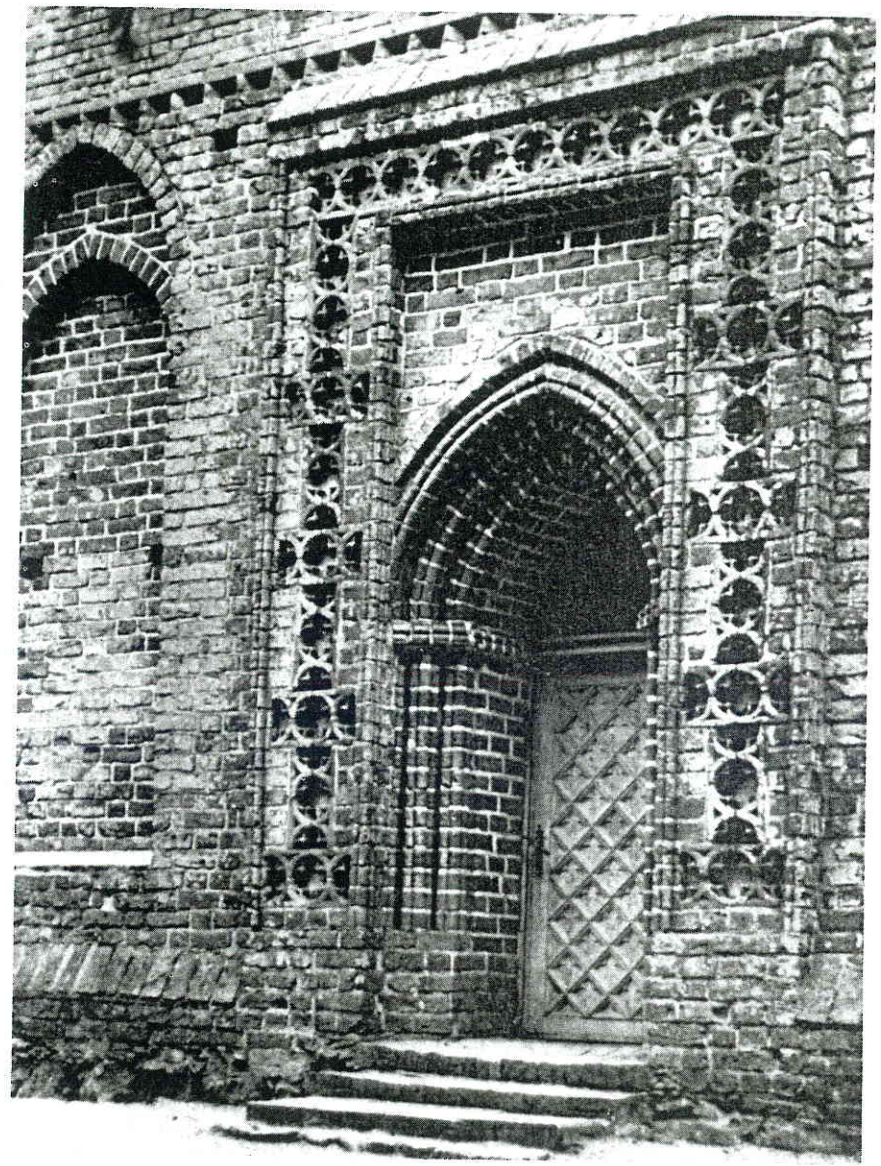
An diesen Mauern zerbrachen die Stürme litauischer und polnischer Banden, zerschellte der Wille eigenbrötlerischer Aufständischer. Wohl gelang es Albrecht Karschau nach der Schlacht bei Tannenberg, wo mehr als zweihundert Ritterbrüder des Deutschen Ordens auf dem Schlachtfeld verblutet waren, mit einem Fähnlein Gleichgesinnter die wenigen Verteidiger Balgas zu überrumpeln, aber seine Herrschaft war nur von kurzer Dauer, ebenso wie die des Remschel von Krixen, der zu Beginn des Dreizehnjährigen Krieges „Hauptmann von Balga" war und auf Seiten des Preußischen Bundes stand. So ist Balga stets in der Hand des Ordens geblieben.

Wie schon erwähnt, war Balga Ausgangspunkt zahlreicher Kreuzzüge ins prussische Land, nach Warmien, Natangen und Samland; später nach Litauen; nach 1300 wurde es der Stützpunkt für die Siedlungstätigkeit im Kreis Heiligenbeil. Nahezu fünfzig deutsche Dörfer entstanden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Waldamt Eisenberg, nachdem die beiden Städte Heiligenbeil und Zinten am Rande des großen Siedlungsgebietes gegründet waren. Auch im übrigen Natangen, in Barten und sogar in Masuren wurden Burgen, Städte, Kirchen, Dörfer und Güter von Balga aus angelegt und versorgt: Kreuzburg, Bartenstein, Pr.-Eylau, Landsberg, Schippenbeil, Rhein, Sensburg und Lyck, um

Die in Grün gebettete Ruine der Ordensburg Balga am Frischen Haff

nur die wichtigsten Namen zu nennen. Als der Hochmeister Werner von Orseln die Landschaft Barten im Jahre 1326 unter die drei Komture von Gerdauen, Brandenburg und Balga aufteilte, erhielt die Komturei Balga Anteil an der großen Wildnis, dem umfangreichen Waldgürtel im Osten von Preußen. 1326 baute der Balgaer Komtur das Haus Leunenburg, etwa 1329 das Haus Rastenburg, um 1340 die Burg Eckersberg und 1345 die Johannisburg. Von diesen Plätzen aus erfolgte der Vorstoß gegen die galindische Wildnis. Der deutsche eiserne Pflug und deutscher Bürger- und Bauernfleiß verbreiteten in Preußen deutsche Kultur. Deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, Kultur und christlicher Glaube gingen von Balga aus. Deutsche Bauern formten die Landschaft, deutsche Baumeister und Handwerker gestalteten das architektonische Bild von Burgen, Kirchen und Städten. Durch siebenhundert Jahre zehrten die nachfolgenden Generationen davon und richteten an den gegebenen Vorbildern ihr Leben, Denken und Handeln, — bis zum Tag der Vertreibung.

Als zu Ende der Ordenszeit das Balgaer Tief in der Frischen Nehrung verpfählt und versandet war, begann auch allmählich der Verfall der Burg. Die endgültige



Balga, Portal der Pfarrkirche

Zerstörung setzte ein, als der preußische König 1701 den Abbruch freigab. Tausende von Steinen wurden aus den Mauern gebrochen und zum Festungsbau nach Pillau geschafft, große Mengen Ziegel sind sicherlich auch zum Bau von Häusern verwendet worden.

Im Zeitalter der Romantik, als der Sinn für das Altertümliche und der Respekt vor der Leistung im Rahmen der deutschen Geschichte wieder erwachten, setzte sich eines Tages der Kammerpräsident von Auerswald für die Erhaltung dessen ein, was von der Burg übriggeblieben war. Er hatte aber den Abbruch des Daches nicht mehr verhindern können. Im Jahre 1836 erhielt der Turm ein neues Dach. In seinen unteren Räumen waren 1807 Trainpferde untergebracht. Die Decken der einzelnen Geschosse stürzten im Laufe der Jahre ein. Eine Holztreppe führte von unten bis zum obersten Geschoß, von dem man den herrlichen Rund- und Weitblick über die Landschaft genießen konnte. Erst Dr. Friedrich Gramsch, dem Landrat von Heiligenbeil, ist es gelungen, Staatsgelder für den Ausbau des ehrwürdigen Turmes zu beschaffen; 1929 erhielt er seine ursprüngliche Gestalt.

PAUL BROCK

Die Reise nach Zinten

Zur Erklärung, daß und weshalb es zu dieser Reise nach Zinten kam, muß ich ein paar Bemerkungen vorausschicken: ich hatte weder die Absicht gehabt, den Ort, der mir gänzlich unbekannt war, zu besuchen, noch hatte ich dort etwas verloren; dafür gewann ich die Bekanntschaft mit freundlichen Menschen, einen schönen, erfüllten Tag und eine landes- und heimatkundliche Bereicherung meines Wissens. Ich sah eine prächtige Landschaft, die reich an Sehenswürdigkeiten war, und das alles nur durch ein Mißgeschick. Ich bin damals nämlich in buchstäblichem Sinne aus den Wolken gefallen, aus hübschen, an den Rändern vergoldeten Schäferwolken, die am Septemberhimmel des Jahres 1923 standen. Auch war es keine Reise im echten Sinne, mit Vorbereitung, Aufbruch und Ankunft. Es ergab sich so, weil ich den Dampfer in Danzig versäumte, die „Königin Luise" der Reederei Meyhöfer, mit der ich nach Königsberg und weiter nach Tilsit zu fahren gedachte; die Karte hatte ich schon gelöst. Darum hätte ich an und für sich noch keinen Anlaß gehabt, am gleichen Tage von einer Stelle der Frischen Nehrung, beim Kaddig-Haken, mich von einem Fischerboot über das Haff setzen zu lassen und danach eine Fußwanderung und schließlich eine Wagenfahrt mit einem prächtigen Schimmelgespann, von einer Dame kutschiert, nach Zinten zu machen. Doch spielte mir der Zufall zwei Leidensgefährtinnen zu, die zwar nicht den Dampfer, aber den Zug nach der ostpreußischen Hauptstadt versäumt hatten, den sie in Ludwigsort hätten verlassen können, um nach Hause zu kommen.

Ich traf sie am Langen Markt in einem Reisebüro, äußerst bestürzt über die Auskunft, sie würden einen erheblichen Zeitverlust in Kauf nehmen müssen. Mich muß der Teufel geritten haben, daß ich mich ins Gespräch einmischte. Ich sagte, ohne zu überlegen, ich wäre vom gleichen Geschick heimgesucht und hätte die Absicht, ein Flugzeug zu nehmen, ob die Damen sich vielleicht anschließen wollten; von Königsberg müßten sie freilich eine kurze Bahnstrecke zurückfahren, während mein Ziel ja in einer anderen Richtung lag. Ob das Fliegen nicht sehr gefährlich sei, erkundigte sich die ältere der Damen, die ebenso hübsch und jugendlich wie ihre Tochter aussah; fast hätte man sie für Schwestern halten können. Ich lachte sie aus: was daran gefährlich sei? Ich hätte den Flug schon einige Male getan. Es war alles sehr einleuchtend, und meine Worte schienen Eindruck zu machen. Sie willigte ein.

Die große Blamage

Natürlich war ich keineswegs schuld daran, daß alles ganz anders kam; es war eine Verkettung unseliger Umstände. Es fing damit an, daß man uns bei der Flugleitung erklärte, die planmäßige Maschine sei schon von Berlin vollbesetzt angekommen, aber das sei nicht schlimm, man würde für uns eine Sondermaschine starten. Freilich sei das keine mit geschlossener Kabine, aber das Wetter sei schön und die Flugdauer kurz, kaum eine Stunde, und am Ende sei es ganz reizvoll, so offen unter dem Himmel . . . Man prüfte unser Gewicht, und der Pilot hielt bereits drei zünftige Fliegerkombinationen bereit, Ledermäntel, innen pelzgefüttert, dazu die Lederkappen mit runden Glasfenstern zum Hindurchschauen, damit der Wind uns nichts antun konnte. Es ging alles sehr schnell; Minuten später schwebten wir tausend Meter hoch in der Luft. Eng aneinandergedrückt saßen wir hinter dem Pilot, das Töchterchen rechts von mir, links von der Mutter flankiert. Wir überflogen das Weichseldelta mit Kurs auf die Nehrung. Mit kleinen, entzückten Ausrufen nahmen die Damen das schöne Bild in sich auf, tief unten die Landschaft, dazwischen ein Wolkenfeld, über uns der blaue Himmel. Wir zogen der Länge nach über die Nehrung hin wie ein stolzer Vogel, links die Ostsee, rechts blinkte das Frische Haff wie ein Spiegel.

„Wo ist nun eigentlich Zinten?" fragte das Mädchen.

Obgleich ich es auch nicht wußte, war ich verwegen genug, den Arm auszustrecken und die Richtung zu zeigen, da verwies mich der Pilot: „Lassen Sie das, der Sog hat schon manchem den Arm ausgerenkt!" Zugleich war er zuvorkommend und freundlich und nett, uns die Orte zu nennen, die wir gerade unter uns hatten: Kahlberg, Narmeln, Kobbelbude . . .; er mußte laut schreien, um den Lärm des Propellers zu übertönen.

Ein größeres Wolkengefüge nahm uns für eine Weile die Sicht. Dann geschah es. Plötzlich wurde es unheimlich still, nur die strömende Luft pfiff im Gestänge. Der Propeller hörte zu kreisen auf, der Motor stand still.

Der Pilot zuckte die Schultern. „Wir müssen runter . . . verdammter Mist!" Die Erde kam auf uns zu, dann setzten wir auf Waldboden auf; Unterholz stoppte den Lauf. Es ging alles sehr glatt vonstatten.

Stumm und verwirrt kletterten wir aus der Maschine. Zwei Augenpaare blickten mich an; als ob ich schuld daran sei, das eine, aus jungem Antlitz, rührend befangen, das andere strafend unter zusammengezogenen Brauen. „Nicht wahr, es kann gar nichts passieren!" bekam ich aus dem Munde der Mutter zu hören. „Jetzt stehen wir da!" Plötzlich begann sie zu lachen, ich muß sehr töricht dreingeschaut haben.

Heitere Hafflandschaft

Eine halbe Stunde später saßen wir in einem Boot und segelten über das Haff. Ein Fischer, der unsere Landung beobachtet hatte, wollte sich die fliegende Kiste

Heimkehrende Boote im Hafen von Rosenberg

aus der Nähe betrachten. Als er unsere Lage begriffen hatte, bot er sich an, uns nach Patersort hinüberzufahren, für ein geringes Entgelt. Eine mäßige Brise machte es ihm leicht.

In einem Augenblick, da ich es am wenigsten erwartete, legte sich die Hand der Frau mit fast zärtlicher Gebärde auf meinen Arm: „Nun machen Sie nicht so ein Gesicht, als ob die Welt unterginge! Wie Sie sehen, hat sich alles zum Besten gefügt!"

Ich konnte nicht mehr tun, als dankbar zu lächeln für die tröstenden Worte. Bisher hatten wir kaum miteinander gesprochen. Jetzt, da sich die Spannung zu lösen und mein Gemüt sich aufzuheitern begann, hob ich den Blick und bemerkte, wie heiter auch alles um uns her wirkte. Was uns vorhin aus großer Höhe wie ein nachgeahmtes Modell, ein fein herausgearbeitetes Relief erschienen war, erhielt jetzt Leben und Nähe und Wärme; warm schien auch die herbstliche Mittagssonne auf uns herab. Auch das Land vor uns erhielt eine fast durchsichtige Helle, ein verklärtes, verspieltes Gesicht. Die Stelle bei Patersort, wo wir anlegen würden, nahm Formen an, und nach Brandenburg zu stieg das Ufer zu unvermuteter Höhe auf, die einen seltsam stillen Frieden ausstrahlte.

„Ganz anders als das Kurische Haff!" sagte ich unverhofft laut. „Inwiefern anders?" kam die Frage; sie kam als Duett, von beiden zugleich gestellt, was zum Lachen reizte.

„Es ist ein Unterschied", sagte ich, mühsam nach passenden Worten suchend, hatte ich doch selbst niemals zuvor darüber nachgedacht . . .; „es ist ein Unterschied wie zwischen Orgel und Cembalo, oder . . . einem Choral und einer einfachen Volksliedmelodie!"

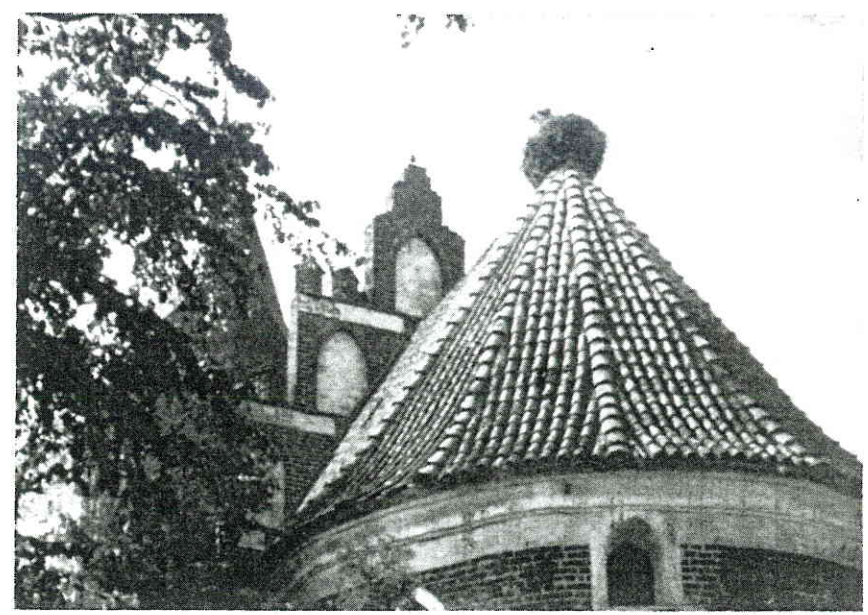
Man verlangte: „Können Sie das nicht gegenständlicher sagen?"

„Gut", sagte ich und wußte nun, was ich schon immer empfunden hatte: „ . . .bei der Landschaft rund um das Kurische Haff wird man den Eindruck nicht los, es sei dort alles noch im Werden, dem siebenten Schöpfungstag sei noch einer hinzugefügt, von dem keiner weiß, wann er enden wird — und so, als ob das Göttliche noch am Wirken und überall gegenwärtig sei. Die Zeit steht still, und niemand rührt eine Hand daran, sie in Bewegung zu setzen, das Dunkle, Geheimnisvolle zu stören . . . der Erlenwald und darin der Elch . . . und auf der Nehrung türmt sich Düne an Düne wie eine riesige Sanduhr, hier dagegen . . .", stammelte ich und schwieg erschrocken.

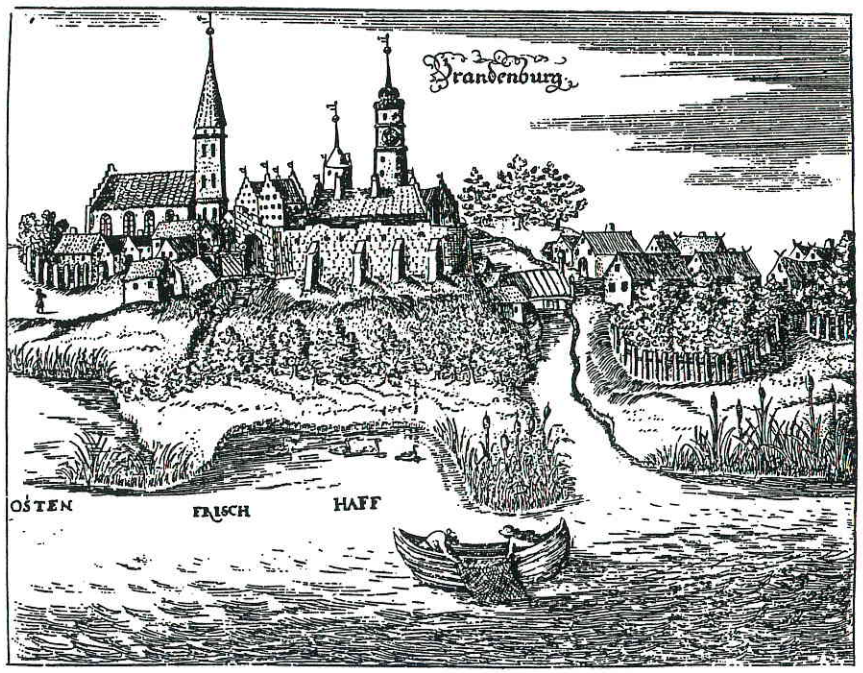
„Das haben Sie schön gedeutet", lobte die Frau. „Wissen Sie was, kommen Sie doch mit uns, falls Sie es nicht all zu eilig haben!"

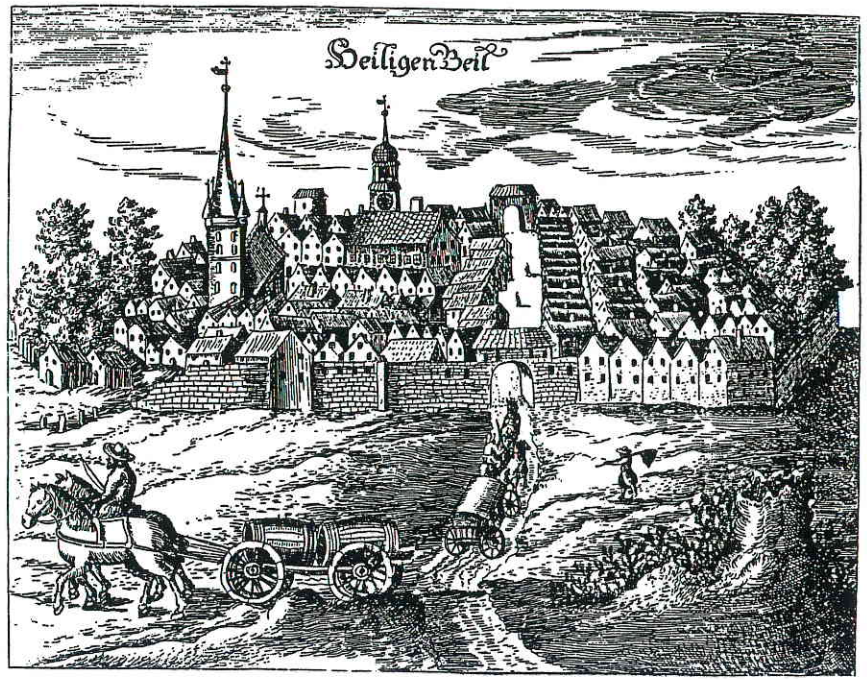
Die Heide und das Hohelied

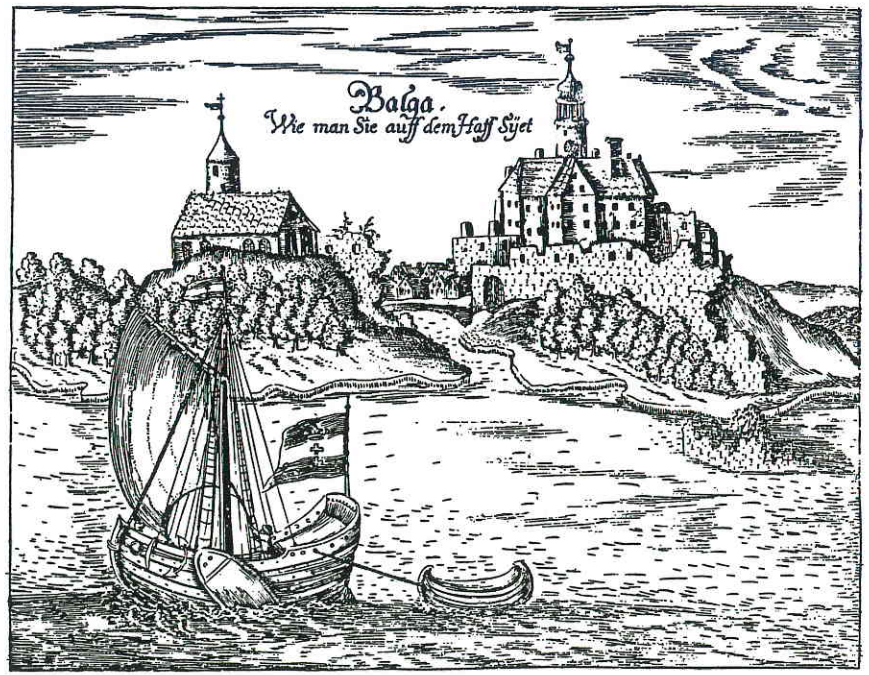
Sehr jung war ich noch und empfänglich für seelische Schwingungen, ob sie nun aus der Landschaft kamen oder vom Menschlichen her. Plötzlich hatte ich es wirklich gar nicht mehr eilig, nach Hause zu kommen.

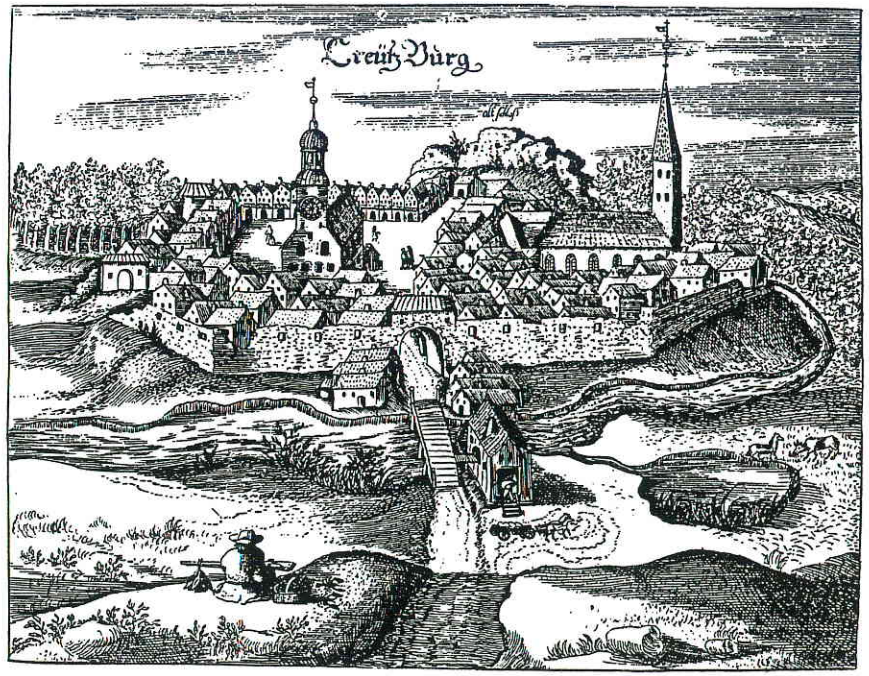


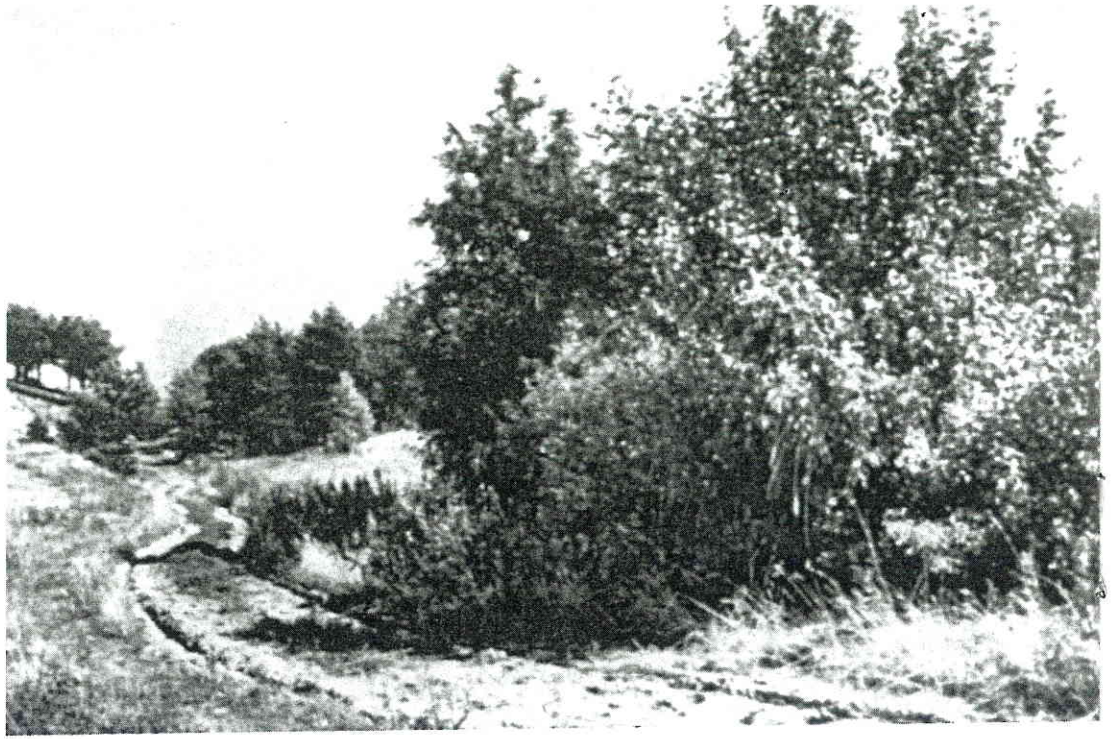
Storchennest auf der Kirche in Brandenburg


Brandenburg
OSTEN
FRISCH
HAFF


Heiligen Beil


Balga.
Wie man Sie auff dem Haff Sÿet


Creütz Burg



Feldweg bei Rosenberg

Am Saum einer grünen Uferwiese legten wir an. Wir stiegen einen Sandweg hinan und gerieten in den südlichen Teil der Brandenburger Heide, auf den Weg nach Schneewalde. Meine Freundin — in der Erinnerung und nach so viel Jahren darf ich sie wohl so nennen — erklärte mir, wir wollten nach Pörschken wandern, sie würde dort von einem befreundeten Hofbesitzer einen Wagen bekommen; sie selbst besaßen einen ansehnlichen Hof zwischen Zinten und dem Gut Otten.

Das Mädchen hatte sich der Schuhe und Strümpfe entledigt und schritt hochbeinig-leichtfüßig vor uns her, einer jungen Diana gleichend. Auf schmalen Fußwegen wanderten wir unter Kiefern und atmeten begierig den Duft ein, der von dem warmen Sandboden aufstieg, vorbei an gelben Strohblumen, blauen Jasionen, rötlichen Thymiankissen und gelbem Habichtkraut. An einer besonders schönen Stelle hielten wir Rast. Vor vielen Jahren, erfuhr ich, gab es in diesen Breiten einen herrlichen Rotbuchenwald. Als wir Schneewalde hinter uns hatten, wandelte sich allmählich das Bild zu fruchtbarem Ackerboden und schattigem Laubwald.

Bald wechselten wir auf die feste Straße über und ich sah Pörschken mit seiner Kirche und seinen Höfen wie hingezaubert vor uns in der Ebene liegen, inmitten von weiten Äckern, die zum Teil schon wieder umgepflügt waren.

Die Leute, zu denen wir kamen, nahmen uns freundlich auf. Alles atmete hier ländlichen Frieden und unaufdringliche Wohlhabenheit. Man bewirtete uns reichlich und spannte die Pferde an, ohne zu zaudern, gab uns auch einen Jungen mit, der den Wagen zurückfahren sollte.

Die Frau, jetzt sichere und umsichtige Wagenlenkerin, lächelte fein, als sie von der geraden Straße nach Zinten abbog und den verwunderten Blick ihrer Tochter sah. Sie sagte, sie wollte mir in Rippen das Denkmal der Liebenden zeigen.

„Das Stündchen Umweg können wir uns gut leisten!" Noch unterwegs nach Rippen berichtete sie mir von einem marmornen Denkmal, das zum Gedächtnis der jungen Gräfin Schulenburg von ihrem Mann errichtet worden war. „Es ist eigentlich eine Liebesgeschichte, die um die Gestalt der Gräfin vom Leben gewoben ist. Als junges Mädchen war sie gehalten, einen schon ältlichen Kammerherrn von Korff zu heiraten. Die Ehe war weder gut noch schlecht, bis der junge, stürmische Schulenburg auf der Bildfläche erschien und die beiden sich unsterblich ineinander verliebten. Die Sache hätte zu einem Skandal führen können, aber der Kammerherr verzichtete freiwillig auf seine Rechte als Ehemann und gab die beiden, fast möchte ich sagen, in echter Liebe zusammen, blieb aber bis zu seinem Tode bei dem jungen, glücklichen Paar. Aber auch die Gräfin starb bald nach einem erfüllten Leben."

Luftbild von Zinten

Es waren schöne, unvergeßliche Augenblicke, die wir vor dem marmonen Denkmal einer anmutig-schlichten Frauengestalt und den drei Gräbern verbrachten. „Kennen Sie das Hohelied Salomos?" fragte die Freundin mich. „Es gibt da ein schönes Wort, einmalig in seiner Tiefe und Wahrheit. ‚Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und ein Siegel auf deinen Arm, denn Liebe ist stark wie der Tod!'" — Und sie fügte hinzu: „Der Entwurf zu dem Denkmal stammt übrigens von dem berühmten Rauch."

Abschied von Zinten

Es mag an allen anderen außergewöhnlichen Erlebnissen des Tages gelegen haben, daß mir Zinten wie ein Traumbild erschien, als ich es endlich sah. „Es ist zauberhaft", sagte ich, und meine Freundin . . . jetzt dürfte ich sagen: meine Gastgeberin, war glücklich darüber. „Ich liebe das Städtchen sehr", erwiderte sie. Sie hatte mich eine Anhöhe hinaufgeführt, den „Heiligen Berg", um mir einen Eindruck zuteil werden zu lassen. Da lag es inmitten der Stablackhöhen im Stradicktal, gerade 510 Jahre alt, nach Kriegsverheerungen und Bränden immer aufs neue verjüngt. Die alte, schöne Kirche wirkte wie ein Symbol des Überdauerns über alle Schicksalsschläge hinweg.

Zinten und seine Landschaft gehören zu den Kleinodien der ostpreußischen Heimat, die man niemals vergißt, von denen man träumt und niemals zu glauben vermag, daß sie unwiederbringlich verloren sind.

ERWIN SCHARFENORTH

Lob des Wasserkiewens

Erwin Scharfenorth, leider zu früh verstorbener Mitarbeiter des Ostpreußenblattes, hinterließ die folgende Schilderung aus seinem Heimatkreis Heiligenbeil.

Die Hofplätze der bäuerlichen Anwesen in Ostpreußen hatten die Form eines geräumigen Rechtecks. Mehrere vierspännig gezogene, lange Leiterwagen konnten bequem darauf wenden. Wurde im Spätherbst abends die Herde von der Weide in den Stall gejagt, so hätten sich die Kühe auf dem Hof gewiß nicht aus Raumgründen zu drängen brauchen. Sie taten es, um ja als erste an ein warmes Plätzchen zu kommen, benahmen sich also wie die Menschen.

Als Kinder liebten wir den Bezirk um die Pumpe herum sehr. Schon als Farbfleck hob er sich von der sonst erdgrauen Hoffläche ab. Dank des oft vorbeirieselnden Wassers sproßten hier üppige, grüne Grashalme, unter die sich einige krautstengelige Kamillen mischten. Auch die Gänse schätzten diesen einladenden Platz. Sowie sie ihren Kropf vollgestopft hatten, hielten sie hier ihre Ruhe, während das emsige Hühnervolk eifrig auf der Dungstätte scharrte. Nahe der Pumpe war auch der Kiewen stationiert, eine auf hölzerner Schleife befestigte Tonne. Gemäß der ländlichen Feuerlösch-Ordnung war jeder Hof verpflichtet, einen solchen Kiewen stets einsatzbereit zu halten. Er war immer mit Wasser gefüllt, und um dessen „Verschmauksen" bei schnellem Anfahren zu verhindern, schwamm ein Holzkreuz auf seiner Oberfläche.

Im Hochsommer verwandelte sich das einstmals klare Wasser in eine grünlichölige Flüssigkeit, in der sich ein reichhaltiges und vielgestaltiges Leben entfaltete. Nur mit geheimem Schauer beobachtete man die sich hier windenden, winzigen Lebewesen. Manche hatten lange Schwänze, andere ringelten sich zum Kreis; abenteuerlich anmutende, bizarre Bildungen, schreckliche Scherze der Natur, konnte man hier entdecken. Ihre Existenz rief Ekel und unbändige Forscherfreude zugleich in den kleinen Betrachtern wach. Für „Herumpatschen" in der trüben Flut setzte es Haue, daher mußte man schon vorsichtig um sich spähen, um ungestraft wissenschaftliche Ausflüge in das Faßinnere unternehmen zu können.

Der Kiewen war ein nicht sehr geachtetes, aber nützliches Inventarstück. Den jungen Wrukenpflanzen spendete er kräftigende Jauche, ohne Murren trug er Dinge auf das Feld, über die man nicht gerne spricht, die aber Goldeswert für den Landmann haben. Richtig geschätzt wurde er erst, wenn es wirklich brannte und kurz hämmernde Glockenschläge vom hohen Kirchturm auch die Nachbarschaft zur Hilfeleistung aufriefen.

Die Ehre, den Kiewen zu fahren, kam nach altem Brauch dem Führer des ersten Gespanns zu. So schnell sprang er nie aus den Federn, wie in solchen Brandnächten. Mitunter mußte er die beiden Hinterpferde seines Gespannes noch auf der Koppel einfangen. Das gab einen ärgerlichen Zeitverlust, denn der Ruhm, als erster auf der Brandstelle zu erscheinen, galt viel.

Der Drang, helfen zu wollen und dem von Feuersnot bedrängten Nächsten beizustehen, beseelte die Männer. Vom Sattel aus trieben sie ihre Pferde zur höchsten Gangart an, und im Karracho eilten von allen Seiten die Kiewen herbei. Ihre Anwesenheit war dringend notwendig, da der Saugkorb der Feuerlöschpumpe oft nicht auf den Grund des an der Brandstelle befindlichen Brunnens reichte oder dessen Wasser bald versiegte. Im wilden Galopp brachten dann die braven Ackergäule das erforderliche Naß in den Kiewen aus dem nächstliegenden Teich herbei. Dieser Zubringerdienst vollzog sich in einem rasch pulsierenden Kreislauf. Die Löschpumpe verlangte viel, sie soff und spie armdicke Strahlen in die Flammenglut. Andere Kiewen fuhren Wasser zu den umliegenden Gebäuden, die mit ständig naß gehaltenen Tüchern gegen Funkenflug geschützt werden mußten.

Am nächsten Tage wurde Menschen und Pferden ein wohlverdienter Ruhetag gegönnt. Der Kiewen stand wieder bescheiden an seinem gewohnten Platz, aber die Kinder betrachteten ihn heute mit anderen Augen. Von dem Glorienschein, der die nächtliche Feuerwehrmannschaft umstrahlte, fiel auch ein Fünkchen auf ihn. Der Kampf gegen das zerstörende Element wäre ohne den braven, altmodischen Kiewen aussichtslos gewesen.

In Noatange wölle wi woahne,
In Noatange lewt et sek god.

ERMINIA VON OLFERS-BATOCKI

ERMINIA VON OLFERS-BATOCKI

DE WÄSCH

Inne Frähjoahr, inne eerscht Sonnkeschien,
doa hängt inne Därp so veel Wäsch opper Lien.
De Wend is week, on de Sonn is hitt,
doa ward de Wäsch so zoartke on witt.
On jedrer freit sek: Inne Sonnkeschien
vär jederem Hus hängt de Wäsch anner Lien.

De Murersche häft deej jestukt on jewronge,
ehrem Ole sin Kalkkoasel opjehonge.
Doa foahrt nu de Wend mang Armels on Fuppe!
Ok de Mellersche mussd lang weeke on schruppe,
dat pladderd man so, wie se Böxe wusch,
nu hängt et schneejwitt anne Fleederhusch.

Seh dutt — oppe Kerchhoff — stramm on straff
hängt de Altardeck äwer Krietz on Graff.
Dem Herr Farr — dem wull sin Fru äwerrasche,
drum däd s' em ok jliek sine Bäffkes metwasche.
On von Jläcknersch Lieske dat Somerkleed
is äwerem Holthupe utjespreed.

Kick an — oppe Schultehoff jroads inne Medd
de Gardeene von Schulte Hemmelbedd —
selwst jeworke — met Hoakelspetzkes,
ok tweemoal to betehne met Schlangeletzkes.
In eent vonne Loakes e orntlichet Flick!
Deejet Wief! Dee häft fer aller Jeschick!

Väret Armehus huckt de ol Speckun,
bewacht sine Socke — de hänge oppe Tun,
ok sin Fierdagshälske, dat titt dee ol Mann,
wenn he toer Kerch jait — to Pingste an.
On doa — wat senn doch Posniene reek,
könnet bold nich bestriede — see wascht alle Week:

Een Mannshemd, een Wiefshemd — on — watfere Seeje —
so veel Kinderhemdkes — doa hänge ehrer neeje,
scheen injeteekent — on immer eener

Giebellaubenhaus in Buchholz, Kreis Pr. Eylau

von Joahrke to Joahrke e beetke kleener.
On von't ganz, ganz Kleensterke — witt wie Schmand —
veertie Windelkes, ok dat Wickelband.

So winkt et von wiedems dorch't ganze Därp,
als hadd de Frähling sin Marschallschärp
to Somersch Hochtiet anjeläggt.
On jedrer sitt et — on jedrer säggt:
Dat wehjt wie Foahnkes so frie on so froh!
Lewet Sonnke, jiff dinem Seeje dato!

Därp = Dorf, Murersche = Mauerfrau, deej = tüchtig,
Kalkkoasel = Kalkkittel, Fuppe = Taschen,
Jläcknersch = Glöckners, utjespreed = ausgebreitet,
selbwst jeworke = selbst gewebt, Week = Woche,
neeje = neun, injeteekent = eingezeichnet,
Kleensterke = Kleinsterchen, Kleinstes,
veertie = vierzehn.

PAUL BROCK

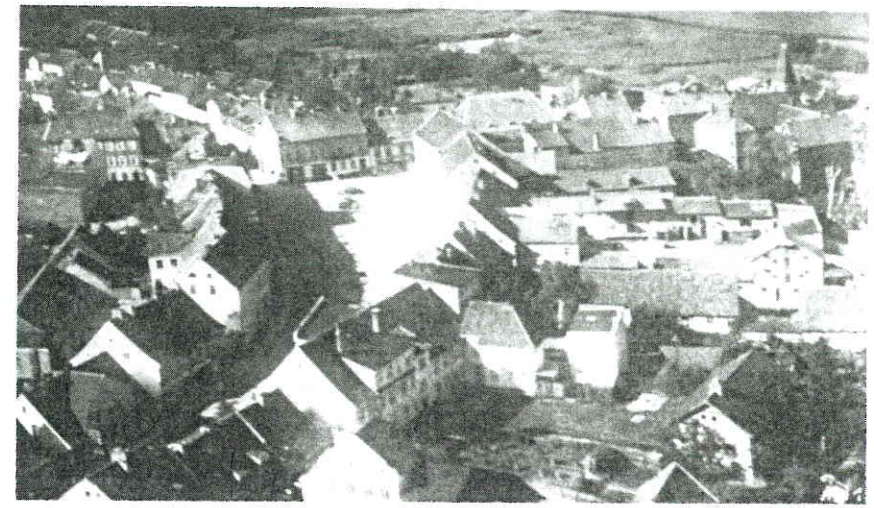
Preußisch Eylau

Ehe wir uns den Bildern von der Stadt Pr.-Eylau zuwenden, die in unserer Erinnerung lebendig geblieben sind, werfen wir einen forschenden Blick auf die Karte und finden die Stadt umhegt von Wald und Hügelgelände, das sich mitunter zu recht ansehnlichen Höhen erhebt, umgeben und durchflochten von Dörfern und Gutshöfen, von Äckern, Wiesen und Bruchlandschaft.

Von den Ortschaften kann man nur die zunächstgelegenen nennen, sonst müßte man alle die geliebten und vertrauten Namen aufzählen, und es nähme kein Ende. Da war Gr.-Sausgarten mit der Schäferwiese, und bei Loschen gab es Hünengräber am östlichen Ortsausgang; Klein-Sausgarten war von der Stadt durch die Kreeberge getrennt, und da lagen Rohrmühle und Bekarten, Melonkeim und Auklappen. Warschkeiten im Süden war allen Pr.-Eylauern von Schulausflügen her wohlbekannt, vorbei am Warschkeiter See, und hinein in den Pr.-Eylauer Forst. Dazwischen lag ein Ort — das wird alle Landsleute aus der Memel-Niederung interessieren — Heinrichswalde genannt. Weit dehnte sich im Westen der Eylauer Forst mit Bornehnen und Sodehnen, wo sich das Forsthaus Wilhelmshöhe befand; am Rande von Heinrichsbruch Gut und Dorf Orschen, dann Saagen und Dulzen, Topprienen und Gut und Dorf Schwadtken. Und nun werden viele Leute fragen: „Warum wurde mein Heimatort nicht genannt?" Nun . . . am Ende fänden wir dann nicht mehr den Weg nach Pr.-Eylau zurück! Wenn die Leute aus den umliegenden Dörfern und Höfen zum Einkaufen nach Pr.-Eylau kamen, fuhren sie zu den Gasthöfen und spannten da ihre Pferde aus, um unbekümmert ihren Besorgungen nachgehen zu können. Die Höfe der Krüge am Markt hatten dunkle, steinerne Bogeneinfahrten. Vielleicht erinnert sich dieser und jener noch an die Namen der Gastwirte: Kohn und Langhans, Hartmann, Krönke und Otto Langhans an der Landsberger Straße. In der Landsberger Straße fanden sich auch die meisten Geschäfte: Wittke, Kinder, Wormitt Pakusius; da war die Klempnerei Link, die Buchbinderei Gamm und Schlosser Schütz. Damit ist die Anzahl der Kaufleute und Gewerbetreibenden natürlich nicht erschöpft; jeder, der die Stadt kennt oder gar dort gelebt hat, wird die Reihe der Namen nach Belieben ergänzen können, und an jeden Namen werden sich ihm Erinnerungen knüpfen, von notwendigen Dingen, die er hier und dort erstanden, von Wünschen, die er sich und seinen Lieben erfüllt hat; wenn einer sich ein Haus baute und der andere in den Ehestand trat und sich ein Heim schuf, um darin glücklich zu leben, Sorgen miteinander zu tragen und Feste zu feiern.

Manche wichtige Lebensumstände und Lebenszusammenhänge drängen sich da in den Vordergrund, wenn man in Gedanken noch einmal über den Markt geht, vorüber am Rathaus mit den prächtigen Löwen vor dem Portal. Ein kleines Stück die Königsberger Straße hinauf war das Landratsamt, wo es für die Leute vom Lande gleichfalls mancherlei, was wichtig war, zu erledigen gab. Daneben waren die Mittelschule, die Post und das Amtsgericht.

Der Wohlfahrtsgarten ist unvergessen mit seinen Spielwiesen, den Tennisplätzen und Ruhebänken, den verträumten Wegen und dem kleinen Teich. Auf einer Anhöhe lag die Evangelische Kirche, die vom Friedhof umgeben war. Aus dem Gemäuer des Kirchturms, und so etwas gab es sicher nur hier, wuchs eine kleine,



Luftbild von Preußisch-Eylau

aber stattlich wirkende Birke heraus, die in Sturm und Wetter ihr Dasein behauptete. In der Bartensteiner Chaussee wurde man an dunkle Tage erinnert, an Tage aus der Geschichte der Stadt. In einem winzigen Park war ein Denkmal errichtet zum Gedenken an die Schlacht gegen Napoleon am 7. und 8. Februar 1807. Wenn man hinauf zum Kegelberg wanderte, an ihm vorbei zum Pfarrbruch, wo eine Kirche versunken sein sollte, lag rechts davon der Lange See, durch den der Pasmar floß, aus einer Quelle im Bärenwinkel.

Ja, vielerlei gab es wohl, was die Sommertage damals, vor allem mit den Augen der Jugend gesehen, erfüllte, Arbeit und Freuden: für die Stunden der Muße hatte man den Warschkeiter See. Er besaß zwei gut eingerichtete Badeanstalten, dazu viele heimliche Buchten im Schilf. Wenn man aus den Häusern herauskam, aus den Straßen, die Warschkeiter Straße entlang durch den kleinen Tannenwald, dann schlugen die Herzen schneller, und in vollen Zügen atmete man die Seeluft ein; der Blick umfaßte den See. Flink eilten die Füße der Kinder über die Promenade zur Badeanstalt, schon den Eintrittsgroschen bereit. Das Schwimmen und Tollen im kühlen, klaren Seewasser war eine rechte Lust; danach ging es auf bloßen Füßen ins Sonnenbad, das zur Seeseite offen war; nirgends sonst brannte die Sonne so heiß wie dort.

Einmal im Jahr war zwei Tage lang Schützenfest, wo alle Straßen mit Birkenbäumchen, Kalmus und Tannengrün geschmückt waren. Erwähnenswert ist auch der Henriettenhof am Westrand der Stadt mit seinem altertümlichen Stall aus der Ordenszeit und dem sehr hohen Storchennest. Im alten Herrenhaus war das Heimatmuseum eingerichtet.

Nordwestlich lag das Mühlenbruch, die Schadwinkelschen Insthäuser, die Dampf- und Wassermühle mit Herrenhaus und anschließendem Park. Die Vor-

fahren des Besitzers sind einst Hirten gewesen, in einer alten Chronik kann man es lesen.

Schön war es im Winter, wenn man rodeln ging an der Pfarrschweiz oder bei Gerber Görke im Weidegarten. Da kam es vor, daß man im Pasmar landete und nasse Füße bekam.

Am Ende könnte man noch erzählen vom Blaubeerensuchen im Neuendorfer Forst und von den Himbeeren in der Warschkeiter Heide; vom Jahrmarkt mit dem „Schmeißweg", der immer viel Spaß machte — und vom Kirchenexamen . . . und noch mancherlei aus der kleinen Stadt im Natanger Land, die im Herzen ihrer Kinder Unsterblichkeit besitzt.

Blick auf Landsberg

Kirche in Uderwangen, Kreis Pr. Eylau

HEDWIG VON LÖLHÖFFEL

Das wirkliche Tharau

Tharau lag in der Mitte eines großen Kirchspiels, zu dem auch die Dörfer Wittenberg und Packerau, die Güter Braxeinswalde und Friederikenthal sowie das große Gut Schrombehnen mit seinen Vorwerken gehörten. Als Tharaus Mittelpunkt ragte der rote, vierkantige Kirchturm mit seinem abgestuften Giebel über die Kronen des Lindenhügels. Auf dem Spielplatz darunter schauten von drei Seiten die Giebel der Schule und des Kruges, die doppelbogige Vorlaube und das spitze Türmchen der Gutsschmiede — weiter abseits Brennerei und Wassermühle. Alle diese weit zerstreuten, weißen Gebäude mit ihren roten Halbwalm- oder Satteldächern hatte ein Tharauer Gutsherr, Fabian Abraham von Braxein, ehemaliger Minister Friedrichs des Großen, mit sicherem Blick auf den richtigen Platz gestellt. Sie fügten sich in die Landschaft, ohne dem Blick über das Flußtal und die Hügelgruppe am Steilhange des Urstromtales im Wege zu sein.

Braxein, ein hervorragender Landwirt von hoher Bildung und künstlerischen Fähigkeiten, hatte schon vor 1800 die Erbuntertänigkeit der Tharauer Bauern aufgehoben. Mit seinen Gebäuden und Pflanzungen prägte er das Bild, das Tharau bis zum Einmarsch der Roten Armee charakterisierte — ein ganz eigenartiges Bild, keinem anderen Orte ähnlich. Vier Hohlwege, beschattet von hohen Linden- und Ahornbäumen, führten hinauf zu den einstigen Anlagen der Ordensritter, zu Kirchhof und Gutshof. Da hatte Braxein sein einfaches Haus gebaut: einen Vorbau in der Mitte, zwei lange Flügel mit doppeltem Mansardendach.

Dahinter ein paradiesischer Garten, symmetrisch angelegt mit schattigen Buchengängen, sonnigen Rabattenwegen, schwungvoll geformten Staketentoren, mit wild wuchernden Pflanzen zwischen den Erdstufentreppen auf der „Terrasse", dem Abhang zum Fahrweg hinunter. All das überragte der weiße, würdevolle Speicher mit seiner langen Reihe bogiger, schwarzer Lukenladen, von Braxein auf den Mauern des alten Ordensschlosses erbaut

Von hier aus hatte der Ritter Heinz von Meyenthal im 15. Jahrhundert das Gut angelegt, hier hatten die Familien v. Schlieben, v. Canitz und v. d. Gröben weitergebaut und Vorwerke gegründet. Uns aber steht die Gestalt, die Braxein Tharau gab, vor Augen. Sie wird uns immer deutlicher. Nicht „vergoldet", wie mancher sagt — im Gegenteil: durch die Kruste vieler Alltagserinnerungen schimmert das wirkliche Tharau immer klarer hindurch. „Nun übersieht man das eigentliche und heimliche Tharau viel besser ..." schrieb neulich Superintendent Doskocil, der kunstbegabte Tharauer Pfarrer der 20er Jahre.

Ich sehe sie alle, als ob ich ihnen oft auf Tharaus Wegen begegnet wäre: den Urgroßvater Carl Wilhelm v. Gramatzki, wie er über die Felder reitet und an der Grenze seinen Schrombehner Neffen begrüßt, sehe seine kleine, feine Frau Susanna, die ihm als blutjunges Mädchen vom Genfer See in den unbekannten Osten folgte, wie sie ihre Spinnerinnen und Weberinnen anleitet, wie sie den Hügel besteigt, an dessen Hängen der Deputathopfen wächst: „Ce sont mes Alpes!" — „Das sind meine Alpen." Ich sehe den Urgroßvater Carl August im Raufschlittchen auf die Vorwerke fahren, neben ihm Kutscher Riegel. Ich sehe beide in den Schnee langen und sich gegenseitig die fast erfrorenen Nasen einreiben. Ich sehe die schöne Urgroßmutter Adelheid bei Morgentau im Garten duftende Blüten sammeln und ihr „Potpourri" in bauchige Deckelvasen kneten. Dem Großvater Batocki begegne ich im Augustenhöfer Wald auf Pirsch, der blonden Großmutter mit Schlüsselkorb und Gießkanne in der langen Zimmerflucht. Und auf der Terrasse zwischen zwei Teckeln sitzt Onkel Manfred Batocki, der rundbäuchige Junggeselle, ein Liedchen pfeifend, während unten am Zaun entlang die Gespanne mit klirrenden Ketten zur abendlichen Schwemme traben. Ich sehe meine Mutter mit ihrem Kunterchen die Chaussee entlang zum Bahnhof kutschieren, fünf bis acht Kinder springen an der Hasseldammer Ziegelei auf ihr Wagchen.

Am Speichergiebel zieht Kämmerer Allenstein an der langen Kette der Arbeitsglocke. Über den großen Wirtschaftshof reitet Oberinspektor Dyck auf die lange Hochfahrscheune zu, sein Werk in schwerster Zeit, als er mit Energie die Wirtschaft zusammenhielt, immer darauf bedacht, den „Minutenboden" der schweren Lehmschläge rechtzeitig zu nutzen. Dort auf dem Weg mit den Pyramiden-Eichen treibt Schäfer Krause die gute Schwarzkopf-Stammherde zum Schäferei-Vorwerk Braxeinshof. Kutscher Zidorn führt eine Stute zur Schmiede hinunter, läßt sie von Meister Becker beschlagen, geht dann am Pfarrgarten entlang zur staatlichen Hengststation in den Schatten der riesigen Annchen-Linde. Und dort vor der elektrischen Waschküche im „Neuensgarten" schlägt Förster Paschke einen Elch aus der Decke.

Durch den Gutsgarten schallt die Stimme des Gärtnermeisters Thiel. Der hat seine Lehrlinge gut in Schwung. Einer nach dem andern bestand die Gehilfenprüfung mit Glanz, voran seine Söhne, die mehrmals aus dem Berufswettkampf aller jungen ostpreußischen Gärtner als Sieger hervorgingen.

Unter dem Glockenturm

Mit den Gefährten meiner Jugend klettere ich auf den Kirchturm, setze mich in die Luke. Hinter den Auen geht die Sonne unter. Rot spiegelt ihr Schein sich im Frischingfluß. Kantors Curt zieht am Glockenstrang, mächtig durchtönt uns der Schall hier oben, wo drei mit Sprüchen verzierte Glocken hängen. Morgen ist Sonntag. Vater Boldt wird an der Orgel sitzen, an der auch sein Vater saß unter goldenem Schnitzwerk, in dem posaunenblasende Engel glänzen.

Der Kirchenchor wird auf der Empore stehen unter dem weiß getünchten Gewölbe, den fröhlich bemalten Bogen, über der langen Reihe biblischer Bilder an den Rändern der Empore. Die hohen Fenster, spitzbogig, im unteren Teil mit den Wappen der Patrone, der Tharauer Gutsherrn, geschmückt, lassen viel Licht herein. Goldfarben leuchtet das Schnitzwerk am hohen Altar: die bauschigen Gewänder der Evangelisten zu Seiten der Kreuzigungsgruppe, darüber der Auferstandene, Osterlamm und Taube, an der Spitze Gottvater, die Erdkugel im Arm. Dieses große Kunstwerk des Königsberger Schnitzers Döbel, wie Orgel und Kanzel, hatten soviel gekostet, daß ihr Stifter Georg Ernst v. Schlieben bald danach, um 1700, seine Güter verkaufen mußte. Mit strenger Miene sieht sein Ahnherr Wilhelm von seinem Grabmal an der Kirchenwand herab. Das Ölbild neben dem Altar stellt den langjährigen Pfarrer Ellinger dar, das andere neben dem bunt profilierten Eingang zur Sakristei Pfarrer Eugen Bierfreund. Ihm hatte die Gemeinde den stilgetreuen Wiederaufbau nach dem Kirchenbrande zu verdanken. Das Kirchenschiff, auch Teile des Altars, waren vernichtet. Mit Unterstützung des Kaisers und vieler anderer Spender war der Bau im Stil des Ordens wiedererstanden. Daran erinnerte draußen ein Spruch an der Kirchenmauer:

Um 1350 von Rittern errichtet,
1911 vom Feuer vernichtet,
bis 1918 in Kriegszeit erneut,
Gott richte auch uns auf für bessere Zeit.

Manche Schönheit war vorher dem Geschmack früherer Jahrhunderte zum Opfer gefallen. Pfarrer Hermes besonders, der sich bei den Plünderungen im napoleonischen Kriege sehr tapfer gehalten hatte, versuchte im klassizistischen Geschmack die Gotik zu verdecken, zog innen eine Gipsdecke und ließ die roten Außenmauern weiß übertünchen. Kein Kaiser half ihm dabei, die Kirchenkasse verschuldete, und, nachdem Pfarrer Hermes in Königsberg verstorben war, sahen ihn einige Tharauer in der Dämmerung am Frisching spuken — ohne Kopf! Den hatte er bei seinen Geldsorgen verloren.

Tharaus „Fremdenverkehr"

Wenn wir den „Einheimischen" von unseren natangschen Dörfern erzählen, von Uderwangen, Toppriemen oder Barslack, dann lächeln sie vielleicht über den ihnen fremden Klang der altpreußischen Namen.

Nennen wir aber Tharau, dann heißt es sofort: „Was? Ännchen von Tharau?" Und mancher fügt hinzu: „Tharau liegt in Ostpreußen? Ich dachte, in der Schweiz oder am Rhein!" Kein Wunder! Denn was für einen Unsinn erzählen Bücher und Filme über das vielbesungene Annchen!

Wir Kinder schütteten uns aus vor Lachen, wenn Filmdreher nach Tharau kamen,

wenn sie eine lange Liste aus der Tasche zogen und uns fragten, wo der Bahnhof sei — sie sollten dort einen D-Zug filmen — und wo das Rathaus stünde, das Hotel, die Apotheke, nicht zu vergessen das Försterhaus, denn das „Ännchen" ihres Drehbuches sei eine Förstertochter im schönen grünen Walde am Stadtrand von Tharau!

Unaufhörlich kichernd, mußten wir die Kameramänner enttäuschen, denn in Tharau gab es weder Bahnhof noch Hotel, weder Rathaus noch Apotheke. Nur zum kleinen, ziegelroten Försterhaus im entlegenen Gröbensbruch hinter Wittenberg konnten wir sie kutschieren. Das aber genügte ihren Ansprüchen gar nicht. Sie hatten es sich mindestens so großartig vorgestellt wie das kaiserliche Jagdschloß in Rominten.

Statt des Bahnhofs gab es bei uns eine Wellblechbude zwischen humpeligem Gras und Klee. Dort hielt die Kreuzburger Kleinbahn, eine Lokomotive, an der ein Personenwagen, manchmal auch ein Güterwagen, hing. Wenn ein verspäteter Fahrgast atemlos die Birkenchausse entlanghetzte, wartete das Bähnchen noch einige Minuten, setzte sich dann aber energisch fauchend und bimmelnd in Bewegung, um auf der Bahnstation Anschluß zu bekommen. Post und Bahnhof Tharau befanden sich nämlich in Wittenberg. Von dort konnte man, wenn auch nicht im D-Zug, so doch mit ansehnlichen Personenzügen der Korschen-Prostken-Strecke in nördlicher Richtung nach Königsberg reisen, und das in einer Viertelstunde.

Die Königsberger Ausflügler — es kamen selten welche, denn die meisten fuhren zum Ostseestrand — gelangten am Sonntagnachmittag, Bahn und Bähnchen benutzend, recht bequem nach Tharau und wieder zurück. Ein Hotel erübrigte sich also, und wenn doch mal einer übernachten wollte, hatte er gute Bekannte in einem der Bauernhäuser am Nordufer des Frischingflusses. Vielleicht war auch im Dorfkrug „Annchen von Tharau" ein Stübchen frei oder am südlichen Frischingufer im Gutskrug „Zum Goldenen Kürbis", einem behäbigen Gebäude mit dicken, weißgekalkten Mauern, rotem Doppeldach und bogigen Seitenlauben.

Rat ohne Rathaus

Ein kleines Stübchen im Hause des Bürgermeisters Otto Hübner, eines kräftigen Bauern mit fuchsfarbenem Schnurrbart, genügte für alle Gemeinde- und Amtsgeschäfte. Wer von den 750 Einwohnern des Dorfes, des Gutes und der Nachbarhöfe dort ansprach, empfing oder erteilte manchen beherzigenswerten Rat.

An den Koppelzäunen zwischen den Höfen berieten die Bauern ihre landwirtschaftlichen Neuerungen. Da kündete der alte Brunnenbauer Radau das Wetter an, das Würmer und Larven im ausgegrabenen Schacht ihm prophezeit hatten; da tauschten Baumeister Mehlhorn, Tischlermeister Rosenbaum, Schneidermeister Dreher, Schuster Kerwien, Viehhändler Arbeit, Schmied Kluwe und Maurer Nachtigall ihre Erfahrungen aus. Auf der kleinen Frischinginsel an Kantors Garten beratschlagten sich die drei Lehrer mit dem Pfarrer beim Johannisbeerwein.

Auf Kornspeichern, in Ställen oder auf den Ackerschlägen gaben alte Arbeiter den jungen Gutsherrn und Inspektoren ihren Rat oder der alte Gutsherr seinen jungen Gespannführern, wenn sie am Weg ihr Viergespann wendeten. Gutsfrau,

Gärtner und Mamsellchen beratschlagten sich im Gemüsegarten, die Arbeiterfrauen an der Pumpe, die barfüßigen Kinder auf der „Kantorbrücke", in der Grandkaule oder auf einem Leiterwagen.

Große Versammlungen waren unbeliebt. Man ging gern einmal zukucken, wenn die Jugend auf dem „Hoppebarg" (dem früheren Hopfenberg) unter der Leitung der Gutsherrin Theater spielte, man ging zuhören, wenn der Herr Kantor mit seinem Gesangverein auftrat, man tanzte beim Erntefest auf dem Speicher, schwang zur Fastnacht in der Diele des Gutshauses den Tannenkranz über polkatanzende Paare. Der nächste Tanzsaal war bei Krause in Wittenberg. So behalfen sich die Tharauer je nach Jahreszeit mit Speicher, Gaststübchen oder Schulklasse. An Sommerabenden klang hier und dort eine Handharmonika. Groß und klein drehte sich vor den Haustüren. Man lebte in guter Nachbarschaft, aber immer in einigem Abstand, wie auch die Häuser aus einiger Entfernung freundlich einander ansahen.

Und die Apotheke?

Viele Apotheken gab es in Tharau. Das waren die ausgedehnten Auen am Frisching, die tiefen Gräben, die Feldränder, an denen Kamillen und Schafgarben, Jesu-Wunden-Kraut und Johanneskraut blühten. Das waren Wald und Moor mit Porsch und Farnkraut, Schlehenbüsche am Mühlwasser, Birken am Hoppebarg, uralte Linden auf dem Kirchhügel, in Guts- und Pfarrgarten. Unzählige Bienen brachten ihre Beute heimwärts in die Körbe der Bauern und Siedler, flogen in Kantors Garten, wo über hundert Völker ihren Platz auf der Anhöhe fanden, seit ein plötzliches Frisching-Hochwasser den ganzen Bienenstand zunichte gemacht hatte.

Die gesundeste Nahrung waren Honig und Schwarzbrot und fette Milch dazu. In Tharau gab es keinen Bäcker. Jeder schickte seine Roggenpungel zur Mühle Podehl nach Kreuzburg oder nach Gr. Lauth, ließ schroten oder sichten und backte riesige Brote.

Unsere schwarz-weißen Herden fanden schönste Weide am Frisching, am Mühlwasser und an der Strena. Herrlicher Klee gedieh auf den lehmigen Schlägen, bestes Grün- und Winterfutter.

Tharaus Nachbarschaft

Vollbeladene Milchwagen klapperten nach Wittenberg zur Molkerei Neumann oder auch nach Kreuzburg. Auf den Wagentafeln stand: Anker - Gr. Bajohren, Stenzel - Ernsthof, Stolzenwald - Romlau, Graw - Hasseldamm, Marx - Arweiden, Schwirblat - Bögen. Diese Güter, zwischen 500 und 1500 Morgen groß, waren rund um das Dorf und um das 4300 Morgen große Gut Tharau gelegen. Die jungen Landwirte hatten ihre Güter, nachdem die schweren 20er Jahre überstanden waren, tüchtig in die Höhe gewirtschaftet.

Sie selbst oder ihre Väter hatten diese ehemaligen Vorwerke von Tharau oder Schrombehnen erworben, nachdem sie lange Zeit von einer Hand in die andere gegangen waren. Nun stiegen die Leistungen in Ackerbau und Viehzucht. Gebäude wurden ständig verbessert, tüchtige Instfamilien arbeiteten verantwortungsvoll, praktische Hausfrauen bildeten Lehrlinge aus oder gingen nebenher ihrem Beruf nach, so die junge Frau Dr. Anker - Gr. Bajohren in ihrer zahn-

ärztlichen Praxis in Kreuzburg und Wittenberg, Mutter Else Stenzel während des Krieges als Lehrerin in Tharau.

In allen Gutshäusern kehrte der Adebar ein. So hoffte jeder, daß die Höfe lange in der Familie bleiben würden.

Das wirkliche Annchen

All das erzählten wir Kinder, wenn wir Königsberger oder Kreuzburger Ausflügler durch die Kirche führten. Die Kameramänner interessierte es nicht. Das Pfarrhaus neben der Kirche, nach dem Brand von Ankes Geburtshaus von Braxein erbaut, paßte nicht in ihren Plan. Erst recht nicht die Inschrift über der Haustür:

> Anna Neander — „Annchen von Tharau" — 1619 hier geboren — 1637 von Simon Dach besungen.

In die Kirchenchronik hat der zweite Mann von Annas Schwiegertochter Elisabeth Portatius, der Tharauer Pfarrer Anton Pfeiffer dieses eingetragen: „Der Pfarrer

Evangelisches Pfarrhaus in Tharau

Andreas Neander hat von seiner Ehefrau, geborenen Sperberin, nebst einem Sohne eine einzige von Gestalt angenehme Tochter namens Annam hinterlassen, welcke die Anke von Tharaw ist, von der das bekannte Lied oder Aria „Anke von Tharaw öss, de my geföllt" herrühret, so in Alberti Arien gedruckt zu finden ist und von dem berühmten preußischen Poeten Simon Dach bei deroselben Hochzeit gemacht worden."

Dieses Carmen wurde im Köngisberger Junkerhof zum hochzeitlichen Lichtertanz gesungen, nachdem die achtzehnjährige Anna Neander mit dem jungen Geistlichen Hans Portatius im Dom getraut worden war. Zwölfjährig hatte Annchen ihr Heimatdorf verlassen müssen. Die Eltern waren an der Pest gestorben. Ihr Gevatter, der Mälzenbräuer Stolzenberg, hatte das Kind aufgenommen und in seinem Haus auf dem Löbenicht erzogen. Das junge Paar zog nun in die Pfarre in Trempen ein. Den guten Lehren des Liedes und ihrer Würde als Pfarrfrau entsprechend, wurde aus der tugendsamen Jungfer ein braves Eheweib, weit entfernt von allem, was man ihr später in Romanze und Film andichtete. In Laukischken, Kreis Labiau, wurde sie dreimal Witwe der Pfarrer Portatius, Gruben und Beilstein. Zu ihrer zahlreichen Nachkommenschaft gehört die Dichterin Agnes Miegel und dreimal der Dichter E. T. A. Hoffmann. In Insterburg hat ihre Schwiegertochter Elisabeth, die Witwe ihres ältesten Sohnes Friedrich Portatius, sie bis zum Tode 1689 gepflegt. Bis ins hohe Alter hinein war Anna tätig gewesen, wo man ihrer Hilfe bedurfte. Sie strahlte jene Wärme aus, die wir in ihrem Hochzeitslied spüren: „Anke von Tharau, mien Licht, miene Sonn."

AGNES MIEGEL

Alte Kirche und alte Bilder

Agnes Miegel schrieb ihre Erinnerungen an die alte Kirche in Mühlhausen im Kreise Preußisch-Eylau, eine der ältesten in Ostpreußen, und an zwei Bilder, die dort hingen. Sie erzählt von Georg von Kunheim, dem Patron der Kirche, und seiner Frau Margarete, Martin Luthers jüngster Tochter.

Erinnerung geht zu der alten Heimat, zu den Schloten der ausgebrannten, verlassenen Gehöfte, den leeren Kirchen. Welche von ihnen stehen noch, nicht mehr als Gotteshaus, verstummt und leer, aber doch noch mit festen Mauern, mit schirmendem Dach, als Kino, als Krug, als Stall gebraucht.

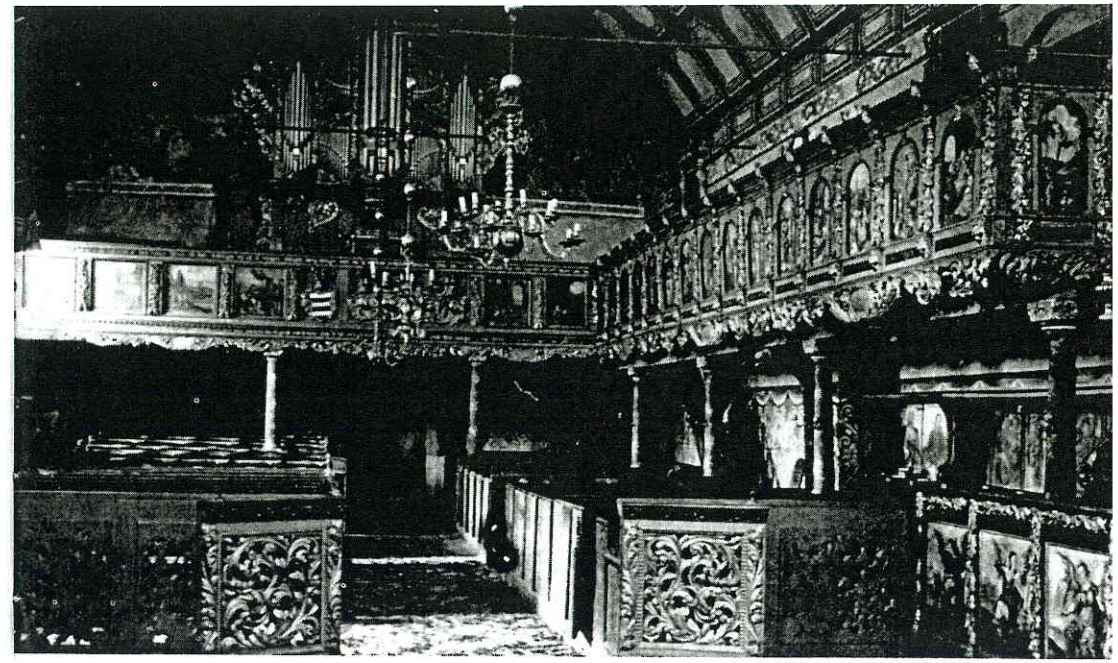
In unserer Erinnerung steht ihr noch, wie wir euch kannten und ehrfürchtig liebten, geschmückt und bunt und schön! Alle wart ihr mir teuer, ihr alten Kirchen meiner Vaterstadt (und keine von ihnen meinem Herzen so nahe, wie mein ältester Freund, der Dom, dessen Glockenlied das erste war, was ich auf dieser Welt vernahm); aber ebenso liebte ich euch, ihr schönen prächtigen Kirchen der Städte und Städtchen und ihr lieben Ordenskirchen auf dem Land! Viele von euch waren mir vertraut wie die der Vaterstadt, aber da waren zwei, die standen meinem Herzen nahe: das eine war die alte Kirche von Pobethen mit dem großen gemalten Christopherus, dem flammenbärtigen, über der Tür, und die andere stand in Mühlhausen, dem großen, reichen, schönen Dorf in Natangen, und weit über das grüne Land sah ihr stattlicher Turm. Es hieß, daß sie — was auch ihr

derber Bau zeigte — eine der ältesten Kirchen dieses alten Preußengaues sei und dort stünde, wo einst das heilige Feuer gebrannt hätte. Ich habe es gern geglaubt, denn um das alte Gemäuer wie um den Friedhof, der sie umgab, war der Frieden einer sehr ehrwürdigen und Ehrfurcht gebietenden Stätte, und die Linde an der kleinen Pforte — ihre ebenso uralte Schwester stand nun nicht mehr — hatte wie die Kirche nicht nur die Würde des Alters, auch etwas Erhabenes und Heiliges, wie solch uralte Bäume es bekommen. Sie blühte überreich im Sommer, und der süße Honigduft — untrennbar von unserer Heimat, deren Chausseen noch herrliche Lindenalleen waren, in denen man im Hochsommer wie in einem grünen Kirchenchor wanderte, beim Bienengesumm, trunken wie sie von dem grünen Hauch —, dieser Duft kam mit dem Sommerwind in die dämmernde Kirche, stieß mit warmem Abendwind durch die offenen Fenster.

Ich stand oben auf dem Chor und genoß wie jedesmal, wenn ich sie sah, neu die ruhige Schönheit, die Geborgenheit dieses Kircheninnern, den heiteren, bäuerlichen frohen Prunk ihres Barockschmucks, mit dem einer ihrer Patrone, ein Kalkstein, sie geschmückt hatte. Ach, Landkirchen unserer Heimat im Osten, bunt und froh, wie zeigtet ihr doch das Herz der Menschen, die in euch getauft wurden, vor eurem Altar getraut wurden, das kindliche fromme, schmuck, und farbenfrohe Herz eines der Heimaterde noch liebend verbundenen Volkes.

Freundeshand hatte mir das große Feldglas geliehen, das auch in der Dämmerung alles sehen ließ. Ein edles Wild wollte ich hier damit erspähen: und so richtete ich es auf die beiden großen Ölbilder an der gegenüberliegenden Wand. Schon in der Mittagszeit waren sie, dort, zwischen den hohen Fenstern, nur schwer zu erkennen. Aber nun war es, als würde ich zu ihnen emporgetragen, bis ich sie ganz deutlich vor mir sah: den herzoglichen Rat Georg von Kunheim, und seine Frau Margarete, Martin Luthers jüngste Tochter, die er geliebt hatte von dem Tag an, wo er, der studierende Junker auf der Hohen Schule von Wittenberg, sie zum ersten Male sah. Und die er nach langen Kämpfen dann heimführte — und zu frühe hingeben mußte.

Sein Bild war so, wie ich mir den würdigen Gutsherrn und Rat immer gedacht hätte, so zuverlässig, fest und beständig, wie die wirklich großen Liebenden im Gegensatz zu Roman- und Filmhelden meistens aussehn! Es war ein gutes Bild, wenn auch nicht von solcher Meisterhand gemalt, wie das ihre. Hier hatte Lukas Cranach nicht nur eine junge vornehme Frau gemalt, es war die Tochter des verehrten großen Freundes, sein jüngstes geliebtes Kind, das sein Pinsel für den reichen Gatten aus dem Osten konterfeite. Unter dem steifen Prunk des grünen Kleides mit dem weißen, goldgestickten Einsatz, der weißen goldgestickten Schürze, war doch deutlich die würdige Haltung der stattlichen jungen Frau zu erkennen, die angeborene ruhige Vornehmheit, die goldene Ketten, Ringe und Stickereien so selbstverständlich trug wie die goldene Haube über dem glatt zurückgestrichenen Blondhaar und die goldene Halskrause, über der das eirunde Gesicht wie eine lichte Blume stand. Trotz der zarten Farben, des feinen Mundes zeigten die klaren Züge deutliche Ähnlichkeit mit dem mächtigen Haupt ihres Vaters, nichts war darin von den ein wenig verkniffenen Zügen der Mutter. Unter den hochgezogenen Brauen blickte es still und ein wenig traurig aus ganz goldenen Augen — als läge über ihr schon eine Vorahnung des Leides um die früh wieder genommenen Kleinen, um den eigenen frühen Tod. Goldene Augen — so selten gesehn, an klaren Bernstein, an durchsonnte Blütenbüschel der Linden draußen erinnernd, und hier so wunderbar ruhig



Inneres der Kirche in Mühlhausen, Blick auf Orgel und Empore

blickend, daß ich da oben auf dem Chor in der immer tiefer sinkenden Dämmerung des Mittsommerabends es verstand, wie der früh gealterte Mann, der dann noch mit seinen Kindern den Frieden einer späten guten Ehe fand, doch verlangte, nur hier in dieser Kirche zu liegen „bei dem, was sein höchstes Glück gewesen".

Wo mögt ihr heute sein, ihr beiden Bilder? Einmal, an einem glühend heißen Augusttag 1914, hatte der kunstfreundliche Pfarrer euch geborgen vor Feind und Vernichtung. Aber wer schützte euch diesmal, wer sorgte sich um euch, als der Feind mit dem eisigen Ostwind über das winterliche Land kam, wer konnte an euch denken, als an der alten Linde draußen, an Gräbern und Scheunen der endlose Treck der Fliehenden vorüberzog und die apokalyptischen Reiter durch die Wolken heransprengten!

Wo ihr auch seid, vielleicht noch zerfetzt und halbverbrannt an der Wand, vom Zugwind erfaßt, der durch leere Fenster weht, oder längst zu Staub zerfallen, oder zerschnitten und verbrannt, ihr lebt noch mit dem Bild eurer Kirche in der Erinnerung derer, die euch dort sahen. Ihr werdet weiterleben auch in der Erinnerung der Jüngeren und Jüngsten, wenn wir ihnen von unserer Heimat erzählen. Denn das Land, das uns in Anncke von Tharau das schönste Liebes- und Hochzeitslied schenkte, es schenkte uns auch eure Geschichte, die treuer Liebe, die zwar ganz altmodisch mit einer glücklichen Ehe schließt, aber auch ein Beispiel, daß wirkliche Liebe stark wie der Tod ist. Weshalb es recht und billig war, daß eure Bilder dort in der Kirche hingen und ebenso, daß ihr beide in unserer Erinnerung weiterlebt wie der Duft unserer Sommerlinden.

PAUL BROCK

An der östlichen Grenze Natangens

Im nördlichen Abschnitt des Kreises Bartenstein

Zwischen Friedland und Domnau

Der imposant wirkende Stausee bei Friedland in einer reizvollen Landschaft, darin sich die Kräfte der Strömung vervielfachten, durch den Eintritt der Guber bei Schippenbeil in die Alle verstärkt und bereit, die Turbinen beim „Ostpreußenwerk" in Bewegung zu setzen, konnte die Schritte des Wanderers hemmen und seinen Blick fesseln. Mit seiner Breite bis zu fünfhundert Metern war hier in den ersten zwanziger Jahren die damals für Deutschland größte Tieflandtalsperre entstanden.

Doch die Alle nahm, vorläufig in nördlicher Richtung, weiterhin ihren Lauf. Unterhalb von Kloschenen und Eichenwäldchen (Gillmannsruh), das noch zu Friedland gehörte, bog sie in östliche Richtung ab, von Plaustendorf und Kukehnen flankiert. Etwa dort, wo am rechten Ufer der Althöfer Wald begann, setzte sie zu der großen, nordsüdlichen Doppelschleife an, um über Kipitten und an Auglitten vorbei die Ländereien von Gr.-Wohnsdorf zu netzen und schließlich die Kreisgrenze nach Allenburg hin zu passieren.

Zwischen Kipitten und Auglitten wurde ein zweiter, weniger weitläufiger Stausee gebaut, um die zusätzliche Kraftanlage in Gr.-Wohnsdorf zu speisen, mit Wehr, Turbinenanlage und Schiffsschleuse. Die letztere hatte den Zweck, die Schiffahrt zwischen Wehlau und Friedland nicht eingehen zu lassen.

Von der Prussenfeste zur Ordensburg

In der Reihe der markanten Orte im nördlichen Teil des Kreises Bartenstein am linksseitigen Ufer der Alle darf Wohnsdorf nicht vergessen werden.

Da war einst die Prussenburg Capostete. Die umliegende Landschaft, von Prussen besiedelt, möglichst nahe an den Ufern der Alle hieß Wunstorp, woraus sich der Name Wohnsdorf entwickelte. Aber — um mit den Worten der Chronik zu sprechen „ . . . nachher drang der Commendator von Königsberg unter Führung des Prussen Thirsko mit einem Heer in das Land ein, das Wohnsdorff heißt, und verwüstete es; das Schloß Capostette eroberte er, verbrannte es und tötete viele dortselbst."

Der Name Capostete war damit ausgelöscht. Auf der steil ansteigenden Höhe, etwa fünfzig Meter über der Alle, wurde die Ordensburg Wohnsdorff erbaut; es war um das Jahr 1372 ein Wildhaus des Ordens. Von der damals bestehenden „Wildnis" waren bis in unsere Zeit weitläufige Waldgebiete übriggeblieben, die der Landschaft ihr Gepräge gaben.

Um das Jahr 1468 ging das Schloß und der dazugehörige Landbesitz in Privateigentum über. Hochmeister Heinrich von Plauen verlieh es an den neuen Besitzer Hans von Meyer. Nachdem es durch mehrere Hände gegangen war, blieb es — 1702 — also fast ein Vierteljahrtausend, im Besitz der Familie von Schrötter.

Als Zeuge einer siebenhundertjährigen Geschichte war der alte Torturm übriggeblieben, mit Mauern, anderthalb Meter dick, einer Schachttreppe, wie der

Orden sie häufig für die langen Sporen der Ritter baute und einer auf eisernem Sockelofen stehenden, aus „Biberschwänzen" (Dachziegelart) gebauten Zentralheizung, die bis zuletzt in Funktion war. Sie reichte aus, um sämtlichen Räumen des dreigeschossigen Turmes behagliche Wärme zu geben.

Domnau und sein Schloß

Eine Befestigungsmauer hat Domnau niemals gehabt. Wahrscheinlich war die Stadt aus einer Lischke, das heißt einer Burgsiedlung entstanden. Sie lag an der Gertlack, auf zwei Hügeln am Nordland eines ehemals von Sumpf umgebenen Höhenzuges erbaut, der noch zu einer Höhenkette das Stablack gehörte — oder vielmehr gehört. Aus dieser Sicht zählte man Domnau noch zu den Städten, die wie Pr.-Eylau und Landsberg, Zinten und Heiligenbeil, mit ihren land- und forstwirtschaftlichen, technischen und kulturellen Einrichtungen die Kulturlandschaft des Stablack schufen und wie kostbare Perlen in der Landschaft verstreut lagen, voll von pulsierendem Leben und zauberhaft schön.

Domnau, Aufgang zum Schloß, Freitreppe

Das Ordenshaus, das der Komtur der Brandenburg am Frischen Haff als Ordensburg Domnau errichten ließ, sollte die Handelswege sichern, die sich hier kreuzten: von Königsberg nach Schippenbeil und von Friedland nach Pr.-Eylau. Um das Jahr 1458 wurde die Burg durch Kriegseinwirkung zerstört. Über Generationen hin konnte man ihr einstiges Bestehen nur aus alten Chroniken herauslesen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckte man die einstigen Kellergewölbe und zwar auf dem Schloßberg gegenüber der Kirche.

Das Schloß, das wir kennen und das in unserer Erinnerung weiterlebt, wurde zu Ausgang des 15. Jahrhunderts von Konrad von Eglofstein erbaut, später einige Male umgebaut und erweitert. Es lag in einem weiträumigen Park mit alten Bäumen und weiten Rasenflächen. Der vorletzte Besitzer, Natango Weidewuth Graf Kalnein und seine Gemahlin, geb. Gräfin von der Schulenburg, füllten das Haus mit wertvollen Sammlungen, Rokokomöbeln, alten italienischen Ölgemälden, Delfter Fayenzen und wertvollem Porzellan.

Das alles ging 1945 restlos verloren.

Der Kreis Bartenstein entstand auf Grund der neuen Kreiseinteilung im Jahre 1818; das heißt, er wurde damals auf den Namen „Kreis Friedland" benannt. Damit ging Domnau als die vierte und kleinste Stadt in das Verwaltungsgefüge des Kreises ein, und weil damals der Besitzer von Groß-Klitten, Heinrich von Gottberg, zum Landrat des Kreises berufen wurde und Groß-Klitten nahe bei Domnau liegt, richtete der Landrat sein Domizil in Domnau ein. Es blieb über ein Jahrhundert dabei; Friedland hat niemals ein Landratsamt in seinen Mauern gehabt aus dem einfachen Grunde, weil das Amt genau so lange in der Familie der Gottbergs verblieb; drei Generationen hielten die Geschicke des Kreises in ihren Händen. Ein Heinrich von Gottberg übergab das Amt 1930 an den überhaupt letzten Landrat des Kreises Bartenstein Dr. Wever aus Gesundheits- und Altersgründen, und weil nun wirklich Bartenstein zur Kreisstadt ersehen war und die Kreisverwaltung in das Kreishaus am Allefluß übersiedelte.

Weiter Rundblick vom Kirchturm

Um zu der Betrachtung der kleinen Stadt Domnau — ihre Einwohnerzahl hat die Dreitausend niemals erreicht, geschweige denn überschritten — zurückzukehren: schlicht und kraftvoll wirkte die Kirche, zugleich das älteste Gebäude der Stadt, wahrscheinlich anschließend an die Erteilung der Handfeste, zwischen 1400 und 1406, auf einem Hügel erbaut. Das Innere der Kirche war reich ausgestattet, mit barockem Altar und ebensolcher Kanzel und zahlreichem Patronatsgestühl, an der Südwand eine sechsfenstrige Logenempore aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Vom Turm hatte man einen weiten Blick über die schöne, bewegte Landschaft. Es heißt, bei klarem Wetter habe man die Türme von Königsberg deutlich gesehen. In näherem Blickpunkt sah man die Güter und Bauerndörfer, wie Pfarrer Engel, der letzte Domnauer Seelsorger, es sehr schön beschreibt, die in der Stadt ihren Mittelpunkt sahen. Hell leuchteten, nordöstlich, hinter Wiesen und Feldern, die Häuser von Gr.-Klitten, dazwischen erhob sich auf einer Anhöhe am Waldesrand das verträumte Sporgeln. Die Schule in Gertlack leuchtete in frischen Farben. Die Höfe vor und um Galitten und das Gut Garbnicken beschlossen den Rundblick.

WALTHER GROSSE

Entscheidungsschlacht im Heiligenbeiler Kessel

Als der März des Jahres 1945 mit heiteren Vorfrühlingstagen im Land rings um Heiligenbeil Einzug hielt, glaubten die Russen mit verstärkten Angriffen unter wechselnden Schwerpunkten sehr schnell Herr der eingekesselten 4. Armee zu werden. Sie sollten sich täuschen. Wenn auch der abgekämpfte Soldat immer deutlicher den „verlorenen Posten" empfand, zeigte er gerade jetzt in Kämpfen, die zu den blutigsten des ganzen Krieges gehörten, noch einmal bestes deutsches Soldatentum.

Bereits Ende Februar war die 4. Armee in diesem Raum isoliert wie auf einer Insel. Nach Westen war der Weg seit Ende Januar bei Güldenboden durch die Russen versperrt. Nach Königsberg gab es zwar immer noch am Haffufer eine Verbindung, aber sie war sehr schmal und lag bereits so stark unter feindlichem Feuer, daß sie eigentlich nur nachts benutzt werden konnte. Diese Haffstraße war in mühevoller Arbeit von Pionieren geschaffen und lag stellenweise nur höchstens 500 Meter von der russischen Front entfernt. Um ihren Besitz wurde mehrere Male hart gekämpft, bis sie Ende März endgültig verlorenging.

Flüchtlingsstrom durch Heiligenbeil

Offensichtlich war die Stellung der Armee recht ungünstig und schon aus Gründen des Nachschubs auf die Dauer nicht zu halten. Zwar war in Heiligenbeil neben dem sehr bedeutenden, für Instandsetzung der Luftwaffe geschaffenen Industriewerk, einer Tochtergesellschaft der staatlichen Schichauwerft, noch der Flugplatz in deutscher Hand. Er war doppelt wichtig als einziger nicht behelfsmäßider Platz, von dem Flugzeuge starten konnten und ankommenden Maschinen Landungsmöglichkeit geboten war, aber allein mit seiner Hilfe konnte eine ganze Armee nicht versorgt werden, vor allem nicht mit Munition; die Russen beherrschten zudem fast völlig den Luftraum.

Dann kam etwas hinzu, was der 4. Armee durch ihre Stellung schon aus rein menschlichen Gründen als unabdingbare Aufgabe zufiel: es ging um die Sicherung des Abtransports der gewaltigen Flüchtlingsmassen. Hauptsächlich aus der Mitte und dem Süden der Provinz hatten sie sich im Umkreis von Heiligenbeil angesammelt, weil ihnen hier allein noch Rettung über Haff und Nehrung zu winken schien.

Gegen 800 000 Ostpreußen nahmen damals auf der Flucht ihren Weg über Heiligenbeil, im Februar befanden sich täglich etwa 20 000 geflüchtete Menschen in der Stadt. Nur schwer kann man sich vorstellen, in welch unglaublicher Weise auch das kleinste Haus überfüllt war. Durch die Masse der Soldaten und der Verwundeten machte Heiligenbeil bereits den Eindruck einer überlasteten Etappe hinter schwer kämpfenden Fronten. Unvermutet sah sie sich in den Mittelpunkt eines großen Kampfgeschehens gestellt. Mit einem für Ostpreußen einzigartigen Aufschwung hatte sich unter tatkräftiger Führungsleitung die einst so ruhige, friedlich-behäbige Stadt in den letzten Jahren entwickelt: noch im Jahre 1925 hatte sie 5180 Einwohner gezählt, im Oktober 1944 waren es bereits 16 100; zum Glück trat aber trotz der großen Überfüllung wenigstens kein Mangel an Lebensmitteln ein. Auf den umliegenden Gütern und Dörfern sammelten sich sehr große

Viehherden an, und bei der Versorgung mit Brot halfen die Militärbäckereien. Das Entwirren der Flüchtlingshaufen und ihre Weiterleitung über das Haff war vorgesehen als Aufgabe der Partei. Da diese aber damit nicht zurechtkam, mußte wieder einmal hilfreich die Wehrmacht einspringen. Unterdessen verengte sich der Raum der Armee unter täglichen Kämpfen immer mehr. In Heiligenbeil waren sieben Lazarette eingerichtet, in öffentlichen Gebäuden, in den beiden Kirchen und sogar in einem großen Geschäftshaus. Ärzte, Sanitäter und das vorzüglich organisierte Rote Kreuz arbeiteten Tag und Nacht. Nach einer Bemerkung des Oberbefehlshabers mußte man an Großkampftagen mit fast 4000 Verwundeten und ebensoviel Toten rechnen, genaue Zahlen werden sich nie mehr feststellen lassen.

Erst am 16. Februar erging die Aufforderung an die Zivilbevölkerung, die Stadt zu räumen, eine Aufforderung, die bis Ende Februar von der tapfer ausharrenden Bevölkerung ungeachtet der immer gefährlicher werdenden Lage nur zögernd befolgt wurde. Zurück blieb nur die unbedingt notwendige Anzahl beamteter Personen, Ärzte, Stadtverwaltung, Helferinnen des Roten Kreuzes . . .; sogar das „Natanger Tageblatt", die frühere „Heiligenbeiler Zeitung", erschien immer noch, schließlich als eine Art Frontzeitung. Ihre letzte Ausgabe, bereits mit Hilfe von Soldaten gedruckt, kam am 18. März heraus, als letztes Stück der einst so reichhaltigen ostpreußischen Provinzpresse.

Ende Februar war auch der große Strom der Trecks so ziemlich versiegt. Es war auch Zeit, denn immer dünner wurde die Eisdecke und immer größer auf dem Eise wurden die Wasserflächen, die „Blänken". Dringend nötig war es geworden, die allzu schwer beladenen Wagen zu entrümpeln; unendlicher Hausrat türmte sich an den Sammelstellen und mußte schließlich verbrannt werden, um ihn nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen.

Erbitterter Kampf in der brennenden Stadt

Am 4. März lag zum erstenmal planmäßiges Feuer schwerer Granaten auf der Stadt und zugleich wurden die Luftangriffe mit Bombern und Tieffliegern jeden Tag heftiger. Am 13. März ging durch Weststurm das Eis auf dem Haff völlig auf, und nun mußten unter schwerem Feuer alle Transporte in Marine- und Pionierfahrzeugen vom Rosenberger Hafen abgehen. Das schöne eingemeindete Fischerdorf wurde unter dem heulenden Feuer der Stalinorgeln mehr und mehr plattgewalzt.

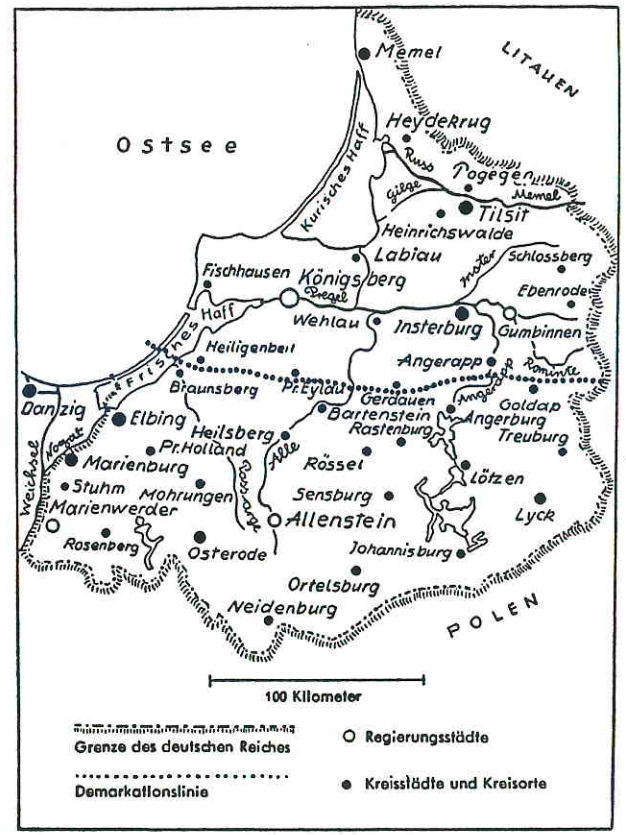
Von Mitte März ab begann sich der Vorhang über das Drama rascher zu senken. In der unter Feuer liegenden Stadt sah es immer trauriger aus. Am 15. versagte endgültig die Stromversorgung, am 16. begann, wie eine der bis zum letzten ausharrende Rote-Kreuz-Helferin berichtet, ein wahres Inferno. Am 18. erhielten die letzten Beamten und Funktionäre den Befehl zur Räumung. In den Lazaretten herrschte eine verzweifelte Stimmung, da alle herausdrängten nach Rosenberg-Pillau. Am 16. brach ein halbes Hundert russischer Panzer, von Bladiau kommend, gegen die Stadt vor. Nach den Meldungen wurden zweiunddreißig abgeschossen, aber was half das schon angesichts der fast unerschöpflichen Kampfmittel der russischen Panzerkorps? Brandbomben, Granaten, Tiefflieger machten, daß am Tage jeder Schritt mit Todesgefahr verbunden war; Melder brauchten für kurze Wege oft Stunden. Vom 21. bis zum 23. März, als schon am Stadtrand, vor allem um die einzelnen Blocks der Gneisenau-Kaserne des MG-Bataillons 9 gekämpft

wurde, feuerten unter rollenden Luftangriffen etwa fünfzig Batterien auf die Stadt. Am Abend des 23. begann der Russe Phosphorbomben zu werfen, und da Westwind herrschte, war bald die ganze alte Innenstadt ein schauerliches Flammenmeer.

In dem großen, schon öfter getroffenen Industriewerk loderten große Vorräte, anscheinend Duralaluminium, auf wie eine riesige Magnesiumfackel, die hoch bis zum Zenit über dem Flammenmeer der Stadt emporschoß.

Am Bahnhof spielten sich die letzten Kämpfe ab. Sehr geschickt arbeiteten sich die Russen vor über das Wiesengelände, das die Altstadt von den Bahnhofsanlagen trennte. Bald lagen sich hier die Fronten, nur noch durch Gleise getrennt, auf knapp hundert Metern gegenüber.

Am 24./25. März war das, was von der Stadt noch übrig war, in russischer Hand, die mehr als 600jährige Geschichte Heiligenbeils war zu Ende.



Der nördliche Teil unserer Heimat Ostpreußen kam unter sowjetische, der südliche Teil unter polnische Verwaltung, wie es das Kartenbild mit der Demarkationslinie zeigt.

HEDWIG VON LÖLHÖFFEL

Wege der Tharauer

In Tharau ist das Lied verstummt wie die Kirchenglocken. Vielleicht sind die Bauwerke der Ritter inzwischen abgerissen. Als 1947 Frau Feierabend, Tochter des Schmiedemeisters Becker, mit ihren Kindern als letzte Deutsche Tharau verließ, war der Altar zerhackt und verbrannt. In der Kirche lärmte ein Varieté. Im Pfarrhaus wohnten russische Offiziere. Sie hielten im oberen Stockwerk ein Schwein. Aus dem Gutshaus waren Türen, Fußböden, Öfen und sanitäre Anlagen herausgerissen, die alten Möbel und Kunstwerke entfernt. Die Holzwände der schönen Hochfahrtscheune, die Innenwände und Dielen des Speichers abgebrochen und verfeuert. Der Kürbiskrug Traktorenstation. Die Schmiede abgebrochen. Zäune, Alleebäume und Obstbäume verheizt. Rehe, Rotwild und Elche bei Nacht im Schein von Lastkraftwagen-Scheinwerfern abgeschossen. Die zwanzig Bauernhöfe waren der Sowchose einverleibt worden.

Etwa die Hälfte der Tharauer — viele Bewohner des Gutes und wenige aus dem Dorf — war in der Nacht zum 28. Januar 1945 bei Schneesturm getreckt. Wer sich nicht zur Flucht entschloß, fiel in die Hände der Rotarmisten. Drei Kolonnen wurden zu Fuß bis zur litauischen Grenze getrieben. Viele Alte brachen unterwegs zusammen und blieben im Graben liegen. Kleine Kinder starben. Die jungen Mädchen wurden vergewaltigt und nach Sibirien abtransportiert. Widerstrebende wurden erschossen.

Einige Familien fanden nach Tharau zurück. Man ließ sie nicht in ihre Häuser. Sie wurden in engen Asylen untergebracht, mußten Fronarbeit leisten und ihre Nahrung zusammensuchen. Unter ihnen war die Pfarrfamilie. Pfarrer Rosenfeld begrub eigenhändig seinen Sohn sowie den alten Brunnenbauer Radau und manche andere. Bürgermeister Hübner wurde nach 20jähriger Amtszeit nach Graudenz verschleppt und starb im Gefängnis an Typhus.

Die Tharauer Trecks waren im Frühjahr 1945 in Mecklenburg und in der Bremer Gegend angekommen. Dort blieben mehrere Familien zusammen. Andere leben weit entfernt. Jedes Jahr zu Weihnachten erscheint der „Tharauer Brief". Er bringt Neuigkeiten aus dem Leben der Tharauer Familien. Außer den Kreistreffen in Verden gab es inzwischen drei große Tharauer Treffen in Bielefeld. Vor dem Tode des geliebten Kantors Boldt feierten wir dort miteinander dessen 70. und 75. Geburtstag und seine Goldene Hochzeit. Weit über 100 waren dazugekommen. Den Zusammenhalt derer, die einmal miteinander wirkten, beweist die Anzeige, in der der Gutsbesitzer Stenzel-Ernsthof den Tod seines Kämmerers Groß 25 Jahre nach der Vertreibung bekannt gibt: „Er war uns ein väterlicher Freund."

Die Worte, die wir Tharauer bei jedem Treffen singen, bewahrheiten sich:

„Käm allet Wetter gliek ön ons to schlan, wi sönn gesönnt, bieenander to stahn."

Nicht nur Tharau ist es, um das wir trauern müssen; das Land — die Stätten, die an unseren Augen vorübergezogen sind wie in einem Bilderbuch, ist so unerreichbar für uns, als läge das alles auf einem fernen, fremden Stern. Nur wenige Kilometer südlich von Heiligenbeil und Pr.-Eylau verläuft die von den Sowjets willkürlich gezogene Grenze, anmutend wie ein eiserner Riegel vor einer Tür, zu dem der Schlüssel verloren gegangen ist.

Verzeichnis der Bildbeilagen

Umschlag: Die Umschlagseiten schmücken Wiedergaben nach farbigen Zeichnungen von Erwin Scharfenorth †, mit denen er sich seine Heimat Legnitten inmitten der weiten, gesegneten Landschaft des Kreises Heiligenbeil vor Augen stellte.

Seite 4: Karte von Natangen, gezeichnet von Waldemar Kühn, Hamburg
Seite 6: Winter im Stablack / Mauritius-Verlag, Mittenwald
Seite 11: Im Zehlau-Bruch / Horst Schulz, Köln
Seite 12: Am Rande des Zehlau-Bruches / Horst Schulz, Köln
Seite 14: Lomme im Hafen Rosenberg / Friedrich Augustin, Syke
Seite 16: Titel einer alten Flurkarte Heiligenbeils / Friedr. Augustin, Sike
Seite 17: Heiligenbeil, Rathaus / Schöning und Co., Lübeck
Seite 17: Rosenberg, am Haff / Friedrich Augustin, Syke
Seite 19: Einiges Tafel- und Küchengerät aus der Heiligenbeiler Spielzeugdose / Gertrud Scharfenorth, München
Seite 20: An der hohen Küste des Frischen Haffs, nahe Brandenburg Staatl. Landesbildstelle Hessen, Frankfurt am Main
Seite 22: Ruine der Ordensburg Balga / Schöning und Co., Lübeck
Seite 23: Balga, Portal der Pfarrkirche / Helmut Wegener, Pforzheim
Seite 26: Heimkehrende Boote im Hafen von Rosenberg / Schöning und Co., Lübeck
Seite 27: Storchennest auf der Kirche in Brandenburg / Helmut Wegener, Pforzheim
Seite 28: Brandenburg und Balga
Seite 29: Heiligenbeil und Kreuzburg. Wiedergaben alter Kupferstiche aus der Hartknochschen Chronik, erschienen anno 1684
Seite 30: Feldweg bei Rosenberg / Friedrich Augustin, Syke
Seite 31: Luftbild von Zinten / Bruno Weist, Münster
Seite 35: Giebellaubenhaus in Buchholz, Kreis Pr.-Eylau / Professor Dr. Erhard Riemann, Kiel
Seite 37: Luftbild von Preußisch-Eylau / Bruno West, Münster
Seite 38: Blick auf Landsberg / Schöning und Co., Lübeck
Seite 39: Kirche in Uderwangen, Kreis Pr.-Eylau / Gertrud Heinze, Neustadt (Holstein)
Seite 44: Evangelisches Pfarrhaus in Tharau / Fr. Wiemers, Münster
Seite 47: Inneres der Kirche in Mühlhausen / Kunstarchiv Arntz, Haag/Obb.
Seite 49: Domnau, Aufgang zum Schloß, Freitreppe / Mauritius-Verlag, Mittenwald
Seite 53: Karte von Ostpreußen mit Demarkationslinie